

Petra Huber (Hrsg.)

Sommer

Kurzgeschichten
mit Sonne, Licht
und Lebensfreude



edition schreibszene

Petra Huber (Hrsg.)

Sommer

Kurzgeschichten
mit Sonne, Licht
und Lebensfreude

edition schreibszene

Eine Publikation der
edition schreibszene
Schreibzene GmbH
Buchenweg 15
CH-4242 Laufen
Tel. +41 32 513 27 01
Fax: +41 32 513 27 91
info@schreibszene.ch
www.schreibszene.ch



Veröffentlicht unter Creative Commons Lizenz.

Sie dürfen diesen Text teilen, den Inhalt kopieren, verbreiten und zugänglich machen. Dabei müssen Sie die folgenden Bedingungen einhalten:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers (Schreibszene GmbH) nennen.

Keine kommerzielle Nutzung — Sie dürfen diesen Inhalt nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.

Weitergabe unter gleichen Bedingungen — Wenn Sie das lizenzierte Werk bzw. den lizenzierten Inhalt bearbeiten oder in anderer Weise erkennbar als Grundlage für eigenes Schaffen verwenden, dürfen Sie die daraufhin neu entstandenen Werke bzw. Inhalte nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergeben, die mit denen dieses Lizenzvertrages identisch oder vergleichbar sind.

Inhalt

Erdbeertage	1
Zu spät	7
Am Badeteich	11
Angst-Ente und Pinguin	17
Chinawiese	21
Die erste Nacht	25
Die ganze Zeit lebte ich versteckt	31
Ein Margeritenstrauss aufs Grab	35
Gartenträume	39
Heisse Gespräche	45
Juli	49
Lächel-Lise – ein Sommermärchen	51
Neben dir	58
Recht und Ordnung	62
Rundum Raps	66
Seinerzeit	70
Spanien anno 2006	74
Stillstehende Zeit	80
Sylvia im Liebeshoch	88
Wann kommt es?	96
Zimmerstunde	100

Erdbeertage

Nina Langenegger

Ein Gespräch mit Marek ist wie ein Streifzug durch die Wüste, denkt Karin. Karg zwar und unwirtlich, doch von befremdlicher Schönheit. Hier und da blühen scheue Worte in gebrochenem Deutsch wie exotische Blumen in der Stille. Ein Lächeln huscht beim Vorbeigehen, unvermutet wie eine Eidechse, unter einen schützenden Stein. Pfeilschnell und schattenlos.

Wie viele pro Kiste, fragt sie ihn und wagt einen Blick auf das Profil seines Gesichts. Es ist braun gebrannt von der Sonne, Wind und Regen haben tiefe Furchen hinein gegraben. Der Tribut seines Körpers an die jahrelange Feldarbeit.

Acht, antwortet Marek, Kopfsalat immer acht. Sie ernten. Schneiden Salat für Salat. Reissen die bräunlichen Blätter von der Unterseite ab, kürzen den Strunk und legen die leuchtend grünen Köpfe in die Kiste. Marek arbeitet mit effizienter Routine, ohne ein Zeichen von Hast. Wie spielend leicht ihm alles von der Hand geht. Karin staunt. Plötzlich löst sich der Nebel auf, den der nahe Fluss jeden Morgen herüber weht. Es sieht aus, als würde die Erde dampfend atmen.

Schau, Marek, strahlt Karin, die Sonne. Marek arbeitet schweigend weiter, aber ihr genügt ein Bück auf das stille Lächeln in seinem Gesicht. Die Welt riecht nach feuchtem Acker und frischen Pflanzen. Noch hinterlässt die Erde dreckbraune Schlieren an den Händen, doch schon vor dem

Mittag wird sie beim Ernten warm und körnig durch die Finger rieseln.

Kopfsalate fertig, brummt Marek. Gemeinsam tragen sie die randvollen Kisten über das Feld und stapeln sie auf der Kippschaufel am Heck des Traktors. Karin hört, wie sich ihr Atem unter der Last der Kisten beschleunigt. Der Klang der Kirchenglocken weht vom Dorf herüber. Es ist acht Uhr.

Marek befestigt die Kisten mit einem gelben Seil, während Karin es sich in der freien Ecke der Kippschaufel bequem macht. Hustend durchbricht das Dröhnen des Motors die morgendliche Stille. Karin hält sich fest, lässt ihren Körper mitholpern durch die Schlaglöcher im Feldweg.

Sie schliesst die Augen. Das Rütteln und Schwanken weckt Bilder von den nachmittäglichen Ausritten in ihrer Kindheit, an den nackten Waden das heisse, verschwitzte Fell des Pferdes. Sie erinnert sich an die eigentümliche Mischung aus Körperspannung und sich mit den Bewegungen des Tieres schaukeln zu lassen. Die heissen Juliabende kommen ihr in den Sinn, nackte Füße auf frisch gemähtem Rasen. Von der Terrasse verbreitet sich der Geruch nach Holzkohle und gebratenem Fleisch. Das Essen ist fertig, Mutters Stimme dringt in ihr Versteck in der Hecke. Zartes Steak, eine farbenfrohe Mischung aus verschiedenen Salaten, die ihr das Wasser im Mund zusammenlaufen lässt. Aus dem Nachbargarten helles Kinderlachen und dazwischen ein lautes Platsch, wenn sie in den Pool springen. Karin öffnet die Augen und blinzelt in die Sonne. Sie passieren ein Weizenfeld. Noch sind es kräftig grüne Halme, doch schon bald wird der Juliwind über ein Meer aus üppig goldenen Ähren

streichen. Hier ein Stück Wiese, das dichte Blätterdach der Bäume, später die Erdbeerfelder.

Der Traktor hält an und Karin springt auf den Feldweg. Bis später, ruft sie Marek zu. Er winkt aus der Führerkabine des Traktors, der sich mit gemütlichem Rattern entfernt.

Bedächtig balanciert sie durch die strohbedeckten Wege zwischen den Erdbeerbeeten. Die Pflanzen tragen weisse Blüten, an manchen Stellen wachsen bereits Früchte. Sie erreicht die Tunnels und schlüpft hinein.

Nimm den Wagen ganz hinten, vierte Reihe, ruft Bauer Gian ihr zu, gleich neben Lyss. Karin setzt sich auf den niedrigen Erntewagen und platziert die Kiste mit den leeren Kartonschälchen vor sich auf dem Gestell. Schweizer Erdbeeren, steht rot auf den Schalen, 500g. Ihre Füße landen zwischen den Rädern des Wagens im Stroh auf den Wegen neben dem Beet. Vor ihr in der Mitte die Pflanzen, üppig behangen mit reifen Beeren. Sie beugt sich nach vorne und beginnt zu ernten.

Schälchen um Schälchen füllt sich mit den prallroten Früchten. Obwohl Marek die Wände der Tunnels geöffnet hat ist die Luft heiss und feucht. Fast stickig. Nach jeder abgeernteten Pflanze schieben ihre Füße den Wagen ein Stück rückwärts und geben den Bück auf eine neue Pflanze frei. Die Arbeit ist gleichförmig, doch der Geruch nach reifen Erdbeeren und Stroh macht sie auf seltsame Weise glücklich.

Bald vergisst sie Lyss auf dem Beet neben sich. Lauscht dem tiefen Brummen der Hummeln, spürt wie sich ihr Körper volltankt mit Sonne und Hitze. Ab und zu wischt sie sich mit dem Arm die Schweissperlen von der Stirn, ihre Hände ernten geschickt und sorgfältig, die schwielige Stelle am

Daumen, wo sie die Stiele der Früchte abbricht, hört auf zu schmerzen. Als wollten sie sich aus den kühlen Mauern ihres Kopfes befreien, werden ihre Gedanken leicht und sorglos. Strawberryfields forever.

Die Nachmittagssonne zeichnet lange Schatten auf die Erde, als sich die anderen Pflücker auf den Weg nach Hause zu ihren Familien machen. Karin liegt im Anhänger des Traktors zwischen den vollen Erdbeerkisten. Heimwärts zum Hof, denkt sie. Sie spürt jeden Muskel in ihrem Körper, der die harte Arbeit noch nicht gewohnt ist. Schmerzhaft und bittersüß schön. Zu spüren, wozu dieser Körper fähig ist, wie viel Kraft in ihm steckt. Daran zu denken, wie er später im Bett bei offenem Fenster, jede Pore getränkt mit der Hitze des Tages, seine Wärme in die kühle Nachtluft ausstrahlt.

Sie lassen die Erdbeerfelder hinter sich. Vor Karins Augen wolkendurchzogenes Blau, ab und zu wischen die Äste der Bäume durch ihr Blickfeld. Betörend süß steigt der Geruch von Holunderblüten in ihre Nase. Wie verschwenderisch die Natur mit ihren Düften umgeht... Karin denkt an ihr Zimmer zu Hause. An die hübschen Vorhänge und die sorgfältig ausgesuchten Möbel. An die kühlen Fliesen im Esszimmer, die teuren Bilder an den Wänden. An die tausend Worte, die gewechselt wurden, doch im Grunde so wenig sagten. Ganz anders ist Marek. Seine Wortlosigkeit lässt sie aufmerksam tauschen, nach und nach lernt sie aus seinem Ausdruck und seinen Gesten zu lesen. Und seine Augen...

Marek trägt die Berge aus Erdbeerkisten auf dem Anhänger ab. Ganz hinten trifft er auf Karin. Sie schläft tief und fest, zusammengerollt wie ein junges Kätzchen.

Mala bogata dziewczyna, murmelt er, kleines reiches Mädchen. Zärtlich streicht er eine Haarsträhne aus ihrer Stirn und hebt die junge Frau hoch. Sie wiegt so leicht in seinen Armen, als er sie hinauf in ihr Zimmer trägt. *Mala dziewczyna*. Wovon du jetzt wohl träumst? Marek lächelt versonnen. Behutsam deckt er Karin zu und geht hinunter in die Stube der Bauernfamilie zum Essen.

Zu spät

von Hans Peter Niederhäuser

Die Virgo Lauritana ist eine kleine Gasse mitten im Städtchen. Der Gehsteig hat alle paar Meter einen Tritt, um die Steigung zu überwinden. Die Häuserfassaden wechseln sich ab in Weiß, Chamois und Hellblau. Die geschlossenen Fensterläden machen einen abweisenden Eindruck, auch wenn sie nur verhindern sollen, dass die mediterrane Hitze in die Häuser eindringt. Gerade zur Mittagszeit, wenn ohnehin alle Gassen ausgestorben sind, wirkt die Lauritana besonders unwirtlich. Wer da den Mann beobachtet hätte, der allein die Gasse hochstieg, manchmal auf der einen Seite, dann wieder auf der anderen, sich einer Tür näherte, als suchte er etwas Bestimmtes, der hätte Mitleid gehabt mit ihm, hätte ihn vielleicht ins kühle Dunkel eines Hauseingangs gebeten und ihn gefragt, was er suche, ihm möglicherweise gar ein Glas Wasser angeboten. Aber es war niemand da, der ihn sah. Auch niemand, der ihn erwartete.

Die Schilfmatte vor der gelben Tür war hochgezogen und hing schief über dem Türsturz. Ein dünnes Seil hielt sie fest, das über eine Rolle an der hellblauen Fassade lief und an einem der beiden Türknäufe festgezurrst war. Donna Elvira ließ die Matte nur herunter, wenn sie einen Liebhaber im Haus hatte, nicht weil das ihre Lustschreie, die jeweils auf die Gasse hinausdrangen, gedämpft hätte, sondern vielmehr um zu verhindern, dass ein anderer während einer solchen Schäferstunde ebenfalls Einlass begehrte.

Der Fremde war vor Donna Elviras Tür angelangt, stand einige Zeit unbeweglich davor, als müsste er sich vergewissern, dass es die richtige, die gesuchte Tür sei, und ließ sich dann auf dem Tritt des Gehsteigs nieder, der sich unmittelbar daneben als Sitzgelegenheit anbot. Er stützte den Kopf in die Hände. Die brütende Hitze schien ihm nichts auszumachen, drängte ihn jedenfalls nicht dazu, etwas zu überstürzen. Wollte er warten, bis Donna Elvira aus der Tür trat? Da hätte er noch lange so sitzen können zu dieser Siestazeit. Es war nicht zu erwarten, dass sie ins Freie kam, bevor die Abendschatten die Gasse abgekühlt hatten. Aber auch dann ging die Tür meist nur auf, um einem der Männer Einlass zu gewähren, hinter dem dann die Schilfmatte heruntergelassen wurde, so dass das Gelb der Tür nur noch leise hindurchschimmerte, leiser jedenfalls, als was sonst aus dem Innern nach außen drang. Doch es war, wie gesagt, niemand da, der ihn gesehen hätte und ihm das hätte sagen können.

Gegen alle Erwartung also geschah, was sich nun ereignete. Die Tür ging langsam auf, nur der eine Flügel wurde nach innen gezogen, und Donna Elvira trat heraus in die brütende Mittagshitze. Sie stellte sich vor den Mann, so nah, dass ihre bloßen Füße, zwischen seine Schuhe zu stehen kamen, und schaute auf ihn nieder. Er blieb reglos sitzen, hob auch seinen Blick nicht, als gälte es, lediglich die Füße zu begutachten, die sich da vor ihn hingestellt hatten. Frauenfüße, deren Grazie durch die rot lackierten Zehennägel hervorgehoben wurde, an der linken Fessel eine Goldkette.

Und auch sie bewegte sich nicht. Dann, als geschähe es in Zeitlupe, löste er die Hände vom Kopf, den sie gestützt hatten, und legte sie ihr in die Kniekehlen, und fast unmerklich zog er sie zu sich heran. Die einzige Bewegung, die man wirklich hätte wahrnehmen können, war ihr allmähliches Einknicken, das sich irgendwann ohne sein Zutun soweit fortsetzte, dass sie vor ihn zu knien kam. Er hatte seinen Kopf aufgerichtet, so dass nun die beiden Gesichter auf gleicher Höhe waren. Kaum ein Abstand war zwischen ihnen. Ihr Haar mit den blondierten Strähnen stand wild umher. Sie glich in dieser Stellung, als sie nun die Hände auf seine Knie legte, einer Sphinx, die dabei war, ihr Opfer im nächsten Moment zu verschlingen. Doch nichts dergleichen geschah. Stattdessen setzte ein Flüstern ein, das man nur schwer einem der beiden Münder zuzuordnen vermochte.

Da bist du.

Zu spät?

Ja.

Ich wurde aufgehalten.

Frauen?

Auch. Und bei dir?

Männer. Nur.

Viele?

Einer wie der andere. Aber keiner wie du.

Da bin ich.

Zu spät.

Das Flüstern verstummte. Als wären die beiden Körper, die fast ein einziger zu sein schienen, in der Mittagshitze erstarrt. Auch wenn jemand da gewesen wäre, der sie beobachtet hätte, wäre für ihn wohl kaum feststellbar gewesen,

ob sie sich anblickten oder ob sie die Augen geschlossen hielten und ob das, was ab und an auf ihren Wangen im gleißenden Sonnenlicht aufblitzte, der Widerschein einer Träne war.

Als die Abendschatten in die Virgo Lauritana fielen und die Menschen aus ihren Häusern kamen, sprach sich herum, man habe ihn die Gasse hinuntergehen sehen. Er habe geschwankt wie einer, der eine schwere Last trage, und sein Blick habe etwas Zielloses gehabt. Die Schilfmatte vor der gelben Tür war heruntergelassen. Doch von Donna Elvira war nichts zu hören.

Am Badeteich

von Monica Heinz

Er ist tiefgebräunt, ihre gerötete Haut mit weissen Trägerstreifen gemustert. Schweissperlen glitzern auf ihrer Oberlippe und sie fächelt sich mit einer Gratiszeitung Luft zu. Diese bewegt sich zwar, ist aber kein bisschen kühler als die, die sie umhüllt wie eine engsitzende, weiche, feuchte Wolljacke.

Ausser dem leisen Quietschen ihrer Flip-Flops, wenn sie sich bewegen, ist es ruhig. Sie sind die Letzten, die auf der langen Bank sitzen, aus den Büros ist das Surren der Ventilatoren, das leise Klirren von Gläsern und das rhythmische „Klack, Klack“ der Computertastaturen zu hören. Dazwischen einzelne Stimmen, die sich zu einem an- und abschwellenden Gemurmel vermischen, nur hin und wieder ist ein einzelnes Wort zu verstehen. Wie sind sie hier gelandet? Katja schüttelt immer wieder ungläubig den Kopf und Sven streicht ihr über die Schultern, die Berührung seiner nach Sonnencreme und Bratwurst riechenden Hände schmerzt auf ihrer heissen, roten Haut.

„Keine Angst, uns passiert nichts.“

„Wieso sind wir dann hier?“

„Die haben einfach alle, die am Teich waren, gebeten mitzukommen.“

In dem Moment ruft der Kommissar sie in sein Büro.

Kommissar Rempfler beginnt mit der Vernehmung, doch er kann sich nicht konzentrieren, die Hitze macht ihm zu schaffen. Immer wieder blickt er nach draussen. Dicht ge-

drängt um die Bäumchen bei der Bushaltestelle kämpfen die Leute um ein wenig Schatten. Das Licht flimmert, die ganze Szene wirkt wie mit Weichzeichner fotografiert.

„Hmmh...!“ Der Mann räuspert sich. Rempfler wendet sich wieder den beiden zu und führt die Vernehmung fort. Kurze Zeit später verlassen Sven und Katja das Gebäude, ihre Kleider kleben und dünne Schweissrinnsale schlängeln sich an ihren Körpern herab. Auf dem Weg zur Bushaltestelle röten sich Katjas Schultern noch mehr, die weissen Streifen werden rosa. Der Asphalt ist so weich, dass die Schuhsohlen bei jedem Schritt kleben bleiben. Selbst die Flip-Flops verstummen.

Am nächsten Morgen, als Sven erwacht, weiss er nicht, ob er alles nur geträumt hat, die Luft im Schlafzimmer ist stickig und obwohl es erst 8 Uhr ist, zeigt das Thermometer bereits 24°C. Nackt tappt er in die Küche, öffnet den Kühlschrank und hält sich die Mineralwasserflasche einen Moment in den Nacken, sein Mund fühlt sich an wie mit Sandpapier tapeziert.

Auf dem Tisch liegt die Zeitung, Katja hat an den Rand geschrieben: „Bin am Badeteich.“ Darunter steht in grossen Buchstaben die Schlagzeile: „Mord oder Unfall am Badeteich?“

Er dreht die Zeitung um und geht ins Bad, natürlich hat er es nicht geträumt, einen Moment lang hat ihm die Hitze wohl einen Streich gespielt. Er stellt sich unter die eiskalte Dusche und plötzlich hat er die Szene am Badeteich wieder vor Augen. Manuelas braunen Körper mit dem türkisfarbenen Badeanzug zwischen den anderen Badegästen. Er glaubt sogar, ihr Parfum riechen zu können.

Katja war eine Ewigkeit auf der Toilette gewesen und war in dem Moment zurückgekommen, als jemand losschrie: „Hilfe, ein Arzt!“

„Wo warst du so lange?“

„Auf der Toilette.“

„Schon wieder?“

„Blasenentzündung“, hatte sie achselzuckend erwidert.

„Wieso bist du denn so nass?“

„Man soll doch duschen, bevor man reingeht. Und du, warst du etwa schon ohne mich drin?“ Sie deutete auf seine nasse Badehose.

Katja geht Kommissar Rempfler nicht aus dem Kopf, irgendwas stimmt nicht mit der Frau und er hat das Gefühl, sie schon einmal gesehen zu haben. Der Bericht des Gerichtsmediziners wird erst übermorgen geliefert, bis dahin kann er sowieso nichts tun. Deshalb beschliesst er, den Nachmittag am See zu verbringen. Er liebt die nachmittägliche Geräuschkulisse, sie lässt ihn klarer denken. Fahrradklingel, das die Stimme des Eisverkäufers übertönt, Schiffshupen, die dumpf über den See klingen, und Wellen, die leise ans Ufer schlagen, wirken auf ihn beruhigend. Lächelnd beobachtet er die Enten, die aufgeregter schnatternd versuchen, nach dem Brot zu schnappen, das Kleinkinder an den Händen der Eltern ins Wasser werfen. Die grösseren Kinder kreischen bei jedem Sprung vom Floss und am Kiosk dröhnt das Radio. Rempfler kennt den Song, er wird seit Tagen immer wieder gespielt, der Hit der Saison. Er merkt nicht, wie er mitsummt, während er den Jugendlichen zusieht, die nach etwas tauchen. Als eines der Mädchen prustend auftaucht, weiss er plötzlich, woher er Katja kennt:

Sie ist im selben Schwimmklub gewesen wie seine Tochter und hat jahrelang den Rekord im Tauchen ohne Schnorchel gehalten. Rempfler beschliesst, sich trotz des bevorstehenden Grillabends ein grosses Schokoladeeis zu gönnen, es tropft, kaum hält er es in der Hand.

Zwei Tage später liegt der Bericht des Gerichtsmediziners auf dem Tisch: Tod durch Ertrinken. Rempfler will ihn eben enttäuscht zur Seite legen, als er sieht, was noch als Nachtrag beigelegt worden ist: „Unerklärliche Male in Form eines Schneckenhauses an je einem Hand- und Fussgelenk.“ Rempfler schießt so schnell von seinem Stuhl hoch, dass er kippt. Hat er es doch gewusst, Katja! Sie trug einen Ring mit einem Schneckenhaus, er war ihm aufgefallen, weil sie während der Vernehmung ständig daran herumdrehte, das Häuschen war immer wieder nach unten gerutscht.

Er findet Katja und Sven, wie vermutet, am Badeteich. Katja liegt schläfrig, einem Sonnenstich nahe, auf dem Badelaken und wehrt sich kaum, als er sie bittet mitzukommen. Sven streicht ihr über den Rücken: „Ich komme nach.“ Katja zuckt zusammen, nickt und dreht sich um. Das bevorstehende Gewitter lässt die Hitze nochmals anschwellen, es ist feucht. Als Rempfler Katja abführt, ist es plötzlich still, nur das Klatschen ihrer Flip-Flops auf den feuchten Platten rund um den Teich ist zu hören. Ihre Schultern beginnen sich bereits zu schuppen. Rempfler ertappt sich dabei, wie er denkt: „Einen Sonnenbrand wird sie nun ja längere Zeit nicht mehr kriegen.“

Sven sieht den beiden nach und als sie beim Polizeifahrzeug ankommen, fallen die ersten Tropfen, ein Blitz durchzuckt den verdunkelten Himmel und einen Moment

lang wird Katjas Gesicht wie durch einen Scheinwerfer beleuchtet, dann verschwindet sie im Dunkeln, wie Manuela. Während er seine Sachen zusammenpackt, holt er den Ring mit dem Schneckenhaus aus dem Portemonnaie und steckt ihn sich wieder an den Finger.

Angst-Ente und Pinguin

von Andrea Engler

Alain stand da und fror. Der kalte Schweiß rann ihm über den Rücken, Hühnerhaut breitete sich auf seinen Armen über den ganzen Körper aus. Hier in der See-Badi schlotterte er wie im tiefsten Winter, es war ihm unangenehm, stand doch auf dem Schild beim Eingang: Lufttemperatur 31°, Wassertemperatur 22°. Die Sonne schien und schien, wärmte und wärmte, sie zeigte sich seit 14 Tagen von ihrer besten Seite. Sie forderte alle seine Notlügen ein: viel Arbeit, Grillen mit Kollegen, kranke Katze, die zum Tierarzt gebracht werden musste, leichte Übelkeit und Schwindel.

Kathia blieb hartnäckig, sie schrieb ihm täglich ein SMS „Hoi Alain! Traumhaftes Badi-Wetter, bist Du heute Abend dabei in der See-Badi, lg K“. Per SMS antwortete er mit 10 Notlügen, heute Morgen gingen ihm die Ausreden aus und er sagte zu.

Alain stand immer noch da und wurde von anderen Leuten zur Seite gedrängt, die sich mit einem Sprung ins Wasser stürzten. Es war laut, die Badenden kreischten und johlten fröhlich im Wasser. „Hallo Alain, brauchst Du Hilfe, weisst Du nicht wie man in den See springt?“ Grinste ihn ein Arbeitskollege an. „Danke nein, ich kriege es schon hin!“ murmelte Alain. Musste er in der See-Badi Arbeitskollegen begegnen, die Welt war einfach zu klein. Mit einem Päcklisprung pflatschte der Arbeitskollege ins Wasser, so dass Alain nassgespritzt wurde.

Er schämte sich und war wütend. Wo war Kathia? Er suchte sie im Wasser, fand sie aber nicht, plötzlich sah er sie, wie sie aufs Floss kletterte. So weit war sie geschwommen. „Mist“, er gab auf und setzte sich ins Café, trank seinen Espresso und beobachtete Kathia auf dem Floss. Alain war nun einmal kein guter Schwimmer, vor allem nicht im See, er hasste es, im dunklen Seewasser zu schwimmen, seine bevorzugte Sportart war das Snowboarden. Alain empfand es als viel zu heiss, die Sonnencreme störte ihn, sie fühlte sich klebrig an, die zu grosse Badehose, feucht vom Duschen, war wie nasse Windeln, er empfand alles als äusserst unangenehm.

Ausser Kathia auf dem Floss. Sie gefiel ihm, seit dem ersten Tag, als er sie im Programmier-Lehrgang kennenlernte. Eine hübsche Frau, mit langen braunen Haaren, sie trug meistens weite Jeans und ein T-Shirt. Heute Morgen freute er sich enorm über die Vorstellung, Kathia am Abend in der Badi im Badekleid, noch lieber im Bikini, zu sehen. Endlich ihre fraulichen Konturen genauer betrachten zu können, hinter einer Sonnenbrille sollte dies leichter fallen. Bei den Frauen war es genauso wie mit dem Schwimmen im See. Er schaute schüchtern ins Wasser und hatte Angst davor.

Am Nebentisch sassen zwei Hünen, Grösse und Muskelmasse ähnlich dem Arnold Schwarzenegger. Die Typen hatten Muckis und in ihren engen Badehosen wölbten sich weitere Grössen. Beschämt schaute Alain auf die andere Seite, ein alter, hagerer Mann las die Zeitung, eine Art Skelett mit brauner Lederhaut überzogen. Mit ihm konnte sich Alain besser identifizieren. Kathia schwamm zurück, er ging ihr entgegen.

Am Steg tauchte sie schnaufend und lachend auf. „Na du, heute wohl keine Lust aufs Schwimmen?“ Lust auf Schwimmen, heute nicht und im ganzen Leben nie, dachte Alain. „Ehrlich gesagt bin ich eine Angst-Ente“ entgegnete er ihr. Kathia schmunzelte: „Mögen diese Art von Enten Glace oder nur altes, hartes Brot?“ „Die lieben Glace, vor allem mögen sie Vanille Cornets“.

So fantastisch gut schmeckte ihm noch nie eine Glace. Mit Kathia hätte er am liebsten eine Familienpackung geschlemmt. 31° waren heiss, und ihm wurde es immer heisser neben Kathia. Seine Augen hinter der Sonnenbrille betrachteten jeden Zentimeter von ihr, von Kopf bis zu den Zehenspitzen, alles an ihr fand Alain wunderschön. Sie war die schönste Frau für ihn. Was Kathia wohl über ihn dachte - ein Bonsai-Tarzan oder ein Typ Wichtelmännchen? Er mit seiner Grösse von 161 cm. Alain wollte etwas sagen, aber nichts kam ihm in den Sinn, nur dass sie wunder- wunderschön sei, aber dies konnte er ihr im Moment nicht sagen. Drei Wochen hatten sie noch Kursferien, dann sah er Kathia wieder zwei Mal pro Woche im Programmierkurs. Während den Kursferien Aufgaben zu diskutieren, fand Alain unpassend.

Kathia brach die Stille: „Sehe ich die Angst-Ente morgen wieder hier? Ich werde sicher da sein, mit meinem Partner, er kommt aus dem Militärdienst zurück“. Alain schossen Tränen in die Augen, hatte er richtig gehört? Er dankte seiner dunklen Sonnenbrille, dass sie ihm die wässrigen Augen verdeckte. Alain gelang es, möglichst tonlos, ohne weinerliche Stimme zu antworten: „Ich gehe morgen Gletscher-skifahren, mit meiner Freundin. Meine Hobbys sind Snow-

boarden und Skifahren in jeder Jahreszeit.“ Die Freundin war gelogen, er hatte noch nie eine. „Ich bin eine Angst-Ente und ein Pinguin, der das gefrorene Wasser liebt“ und dich auch! ...und dich auch, dachte er nur.

Chinawiese

von Claudia Maurer

Minutenlang stehe ich einfach da und atme die salzige Meeresluft ein, die der Wind mir schickt.

Ich bin also unterwegs in Zürich und schlendere Richtung See und Chinawiese. Heute Abend wollen wir, wie alle anderen Stadtzürcher an einem dieser heissen Tage, unsere Cervelats zwischen die schwarzen Maiskolben und spritzenden Sparerips auf den öffentlichen Elektrogrill zwängen. Für die Badetücher finden wir sicher auch einen Platz, irgendwo zwischen dem Liegeveloanhänger mit integrierter Lautsprecherbox, die dröhnende Beats über den Rasen knallt, und den kiffenden Jugendlichen, die dort einen gemütlichen Abend verbringen wollen, so wie wir.

Es ist sehr unterhaltsam mit so vielen Menschen auf einer Wiese zu sein, mit Platznachbarn zu plaudern, in deren Richtung man auf der Strasse den Blick vorsichtigerweise nicht wenden würde. Denn man weiss nie, ob sich vielleicht genau diese Person durch meinen Blick tief in ihrer Ehre verletzt fühlt und sich auf irgendeine unschöne Weise dafür revanchieren muss. Jeder hat in seinem Bekanntenkreis jemanden, der eine solche Dreistheit mit einem blauen Auge bezahlt hat und damit noch glimpflich davon gekommen ist. Das sind die Umgangsformen der Strasse. Auf der zürcherischen Chinawiese gelten sie nicht. Hier plaudern die Kopftuchgangsters mit einem alten Badegast, wechseln nette Worte mit dem barfüssigen Glacéverkäufer, und die Rekruten versuchen, in ihrer viel zu warmen Ausgehuniform über

eine gespannte Slackline der ETH-Studenten zu balancieren. Es ist eine spannende Welt, zu der ich unterwegs bin. Eine Welt voller Wärme und tollen Begegnungen, die nur an heißen Samstagen möglich zu sein scheinen.

Um die stark befahrene Kreuzung mit der immer rot leuchtenden Ampel am Bellevue zu umgehen, schlage ich den Weg zur zwar streng riechenden, dafür nur für Fussgänger zugelassenen Unterführung ein, und dort sehe ich das Schild. Es ist schon ziemlich alt und sieht mitgenommen aus, es muss schon eine Weile dort hängen. Das verrät auch der schon rostige Nagel, der das Schild an der Wand hält. Ich habe es bisher nie beachtet, obwohl ich diesen Weg schon oft gegangen bin. Heute fällt es mir auf, das Schild zeigt einen Elefanten. Wahrscheinlich bin ich deshalb davor stehen geblieben, weil ich Elefanten mag. Und weil ich wissen will, worum es auf einem Schild geht, das ein solches Tier beherbergt. Doch der Text hat überhaupt nichts mit Dickhäutern zu tun, wie ich den paar Worten, die ich auf den ersten Blick lesen kann, entnehme. Das ist doch fies, dass ich da stehen bleibe, weil ich Elefanten mag, und sich der Text gar nicht auf Elefanten bezieht.

Um trotzdem den ganzen Text lesen zu können, klappe ich den darüber geklebten Aufruf für eine bevorstehende Occupy-Paradeplatz-Demonstration weg und spüre, wie mein Kiefer nach unten rutscht und ich mit offenem Mund auf die Bildunterschrift starre. Das kann doch nicht sein, jemand erlaubt sich einen Witz. Doch weit und breit ist niemand, der sich ob meinem blöden Gesichtsausdruck amüsieren könnte, und für eine versteckte Kamera bin ich nicht fernsehtauglich genug.

Ich wende mich also dem Schild zu und beginne zu lesen.

Liebe Claudia, steht darauf geschrieben. Liebe Claudia. Da heisst jemand gleich wie ich. Unfassbar. Ich lese weiter: *Liebe Claudia. Wusstest Du, dass in Thimphu einmal eine Ampel stand?* Nein liebes Schild, das wusste ich tatsächlich nicht, denke ich verdutzt und runzle die Stirn, weil ich keine Ahnung habe, wo dieser Ort überhaupt liegen mag.

Sie sollte den Verkehr regeln, doch war sie den Menschen zu unpersönlich und wurde deshalb durch einen Polizisten ersetzt. Steht weiter. Und in Dehli malt in diesem Moment ein Künstler das Bild einer Frau. Sie sieht aus wie Du. Ein Junge in Afrika übt schon seit Stunden den Purzelbaum. Morgen wird er ihn seiner Grossmutter vorführen können. Sie ist blind. Es gibt Dinge, liebe Claudia, die sollten festgehalten werden, wie das Bild dieses Elefanten.

Ein Strudel von Bildern wirbelt um mich herum, mit einem Beamten, der freundlich lächelt und verblasst hinter dem Portrait der Frau mit meiner Statur. Und der kleine dunkelhäutige Junge schiebt sich lachend und turnend davor und verdeckt das Gesicht dieser Frau, von dem mir das Schild erzählt - das Schild mit dem Elefanten und der ungewöhnlichen Bildunterschrift.

Mehr steht da nicht. Kein Absender oder Gruss, keine Werbeagentur oder sonstiger Hinweis auf die Herkunft des Textes. Ich stehe noch lange genau dort. Minutenlang bleibe ich in dieser Unterführung neben der Limmat, spüre einen kühlen Luftstoss, der über meine warme Haut streicht und mich zurück nach Zürich holt und einen Duft zu mir trägt. Wenn mich nicht alles täuscht, riecht es hier nach Meer.

Die erste Nacht

von Christine Lack

„Sie haben ihren Bestimmungsort erreicht. Sie haben ihren ...“ informiert uns die monotone Stimme des Navigationsgerätes. Endlich!

Wir waren um fünf Uhr in der Früh losgefahren, um noch vor der brütenden Hitze des Nachmittags am Ort zu sein. Geschafft!

Als ich die Autotür öffne, strömt mir der würzige Duft von wildem Rosmarin, Thymian und Lavendel entgegen. Entzückt ziehe ich das Aroma tief in mich hinein. Wundervoll!

Diese Stille, eine Wohltat! Nur der Liebesgesang der Grillen und das Jubilieren der Vögel sind hier zu hören. Wie romantisch das ist. Das Haus, das wir für vier Wochen gemietet haben, liegt in Südfrankreich, etwas ausserhalb von Nimes, mitten im Grünen. Genau so haben wir es uns gewünscht. Vier Wochen absolute Ruhe. Keinen Fernseher, kein Internet und das Handy nur für den Notfall, so ist es ausgemacht.

Als ich das Gatter zum Grundstück öffne und zur Seite trete um das Auto durchfahren zu lassen, sehe ich bereits das Häuschen, das einladend auf uns wartet.

Es ist eines dieser goldgelben Steinhäuser, welches früher einmal eine Schäferhütte war und von seinen neuen Besitzern liebevoll renoviert, zum Ferienhaus umfunktioniert wurde. Umgeben von einem riesigen Grundstück, inmitten heimischer Pinien und Olivenbäume, liegt es schlafend im

kühlen Schatten und wartet nur darauf, von uns erweckt zu werden. Glücklicherweise laufe ich hinter dem Auto her zum Haus. Unsere Träume sind wahr geworden. Ganz deutlich sehe ich die Zeit des Wartens wieder vor mir.

Schon Wochen vor unserer Abreise haben wir zusammen geplant, geträumt, Reiseführer studiert und uns vorgestellt, wie es sein würde.

Mit einem kühlen Glas Wein in der Sonne liegen, mit nichts als unserer Haut bekleidet. Uns lieben, wann immer wir wollen. Laue Sommernächte im kühlen Gras, in den Bann gezogen von Millionen funkelnder Sterne. Die Stille genießen, abschalten, einfach wir selbst sein. Wenn wir Lust auf das Meer hätten, wären wir in vierzig Minuten am nächsten Strand. Und sollte uns gegen aller Erwartungen, die Decke auf den Kopf fallen, hätten wir die Möglichkeit in Nîmes, Cannes, Nizza oder Monaco zu flanieren und uns dort unter die Menschen zu mischen. Aber das wichtigste war, dass ich endlich Zeit haben würde, an meinem Roman zu schreiben. Andy hat sich in den letzten Monaten einen langjährigen Traum erfüllt und einen Malkurs belegt. Er will purpurne Sonnenuntergänge über violett-grünen Lavendelfeldern auf seine Leinwand zaubern oder die blühenden Wiesen und die schäumende Brandung des Meeres einfangen.

Überglücklich umarme ich ihn, als er aus dem Auto steigt und tanze mit ihm zum Haus. Es ist wunderbar, mit jemandem sein Leben zu teilen, der die gleichen Träume hat.

Wie versprochen liegt der Schlüssel in einer Blechbüchse unter den Blättern des Frauenmantels. Neben violetten Rosmarinstauden und wildem Thymian blüht er leuchtend

gelb auf beiden Seiten vom Eingang. Als wir das Haus betreten, empfängt uns angenehme Kühle. Wir öffnen die Fensterläden um Licht und Luft herein zu lassen. Im Strahl der hereinflutenden Sonne zeigt sich uns ein kleiner, spärlich aber hübsch eingerichteter Raum, mit einer Küchenzeile, einem Esstisch und einem grossen französischen Bett. Ein antiker Schrank, eine Kommode und ein kleiner Sekretär runden das Bild ab. Bad und Toilette befinden sich neben dem Haus im angebauten Schopf. Es ist alles ganz genau so, wie wir es uns vorgestellt haben. Hier werden wir unsere schönsten Ferien des Lebens verbringen, darüber sind wir uns einig.

Schnell machen wir uns daran, unsere Sachen aus dem Auto zu holen. Danach wollen wir etwas Feines kochen. Lebensmittel und eine gute Flasche Wein haben wir bereits auf dem Markt gekauft.

Doch vorher will ich noch ein wenig über das Grundstück spazieren und mir ein Bild von unserem Paradies machen.

Ich kremple die Hosenbeine hoch, schlüpfe in meine Flip Flops und gehe los. Blumen in den buntesten Farben geben mir das Gefühl, in einem wildromantischen Traum zu sein. Ich schlendere weiter, atme den süssen Duft der Akazien ein und geniesse das Summen der Bienen, die überall zu sein scheinen. Welch eine Idylle. Mich durchflutet das Gefühl, noch nie im Leben an so einem wunderbaren Ort gewesen zu sein.

Doch plötzlich fühle ich ein leichtes Ziehen an meinem grossen Zeh, das sich unverzüglich in ein unangenehmes Brennen verwandelt. Ahnungsvoll betrachte ich meinen Fuss. Eine Biene hängt dort. Besser gesagt, sie hängt an ei-

nem seidenen Faden, welcher mit ihrem Stachel verbunden ist und dieser Stachel steckt in meinem Fleisch. Erst stockt mir der Atem, dann löst sich ein Schrei aus meiner Kehle. Andy stürzt besorgt herbei.

„Nimm sie weg, nimm sie weg“ flehe ich hysterisch und strecke dabei meinen malträtierten Fuss weit von mir. Ich kenne mich selber nicht mehr, aber mir ist als würde ich gleich in Ohnmacht fallen.

Andy beruhigt mich. Alles nicht so schlimm, meint er, das haben wir gleich.

Er entfernt das Biest und zieht mir sorgfältig den Stachel aus der Haut.

Jetzt will er mir noch die spezielle Salbe gegen Insektenstiche auftragen und dann, so sagt er, ist alles bald vergessen. Doch während mein Zeh juckt und brennt spüre ich, wie er langsam aber stetig anschwillt.

Ich wage kaum hinzusehen, aber schon ein kurzer Blick darauf bestätigt mir, dass er bereits doppelt so dick ist wie vorher. Ich kenne mich gut genug, um zu ahnen, dass die Salbe nichts nützen wird und es ein paar Tage dauert, bis die Schwellung zurückgeht.

Liebevoll führt Andy mich ins Haus und rät mir, mich aufs Bett zu legen und den Fuss hoch zu lagern. Während er kocht, versuche ich mich zu entspannen. Morgen wird es hoffentlich besser sein.

In der Nacht mache ich kein Auge zu. Neben mir schnarcht Andy weinselig. Er erinnert mich an ein Wahlross und die Dimension von meinem Zeh ebenso. Das Jucken treibt mich fast in den Wahnsinn - Andys Schnarchen auch!

Jetzt, wo ich so wachliege, bemerke ich erst so richtig den Schafgeruch, der in diesem Haus hängt. Pfui Teufel!

Wer hatte denn eigentlich die blöde Idee, ein Schäferhaus zu mieten? Und dann noch so abgelegene! Man könnte ja überfallen und ausgeraubt werden. Angestrengt lausche ich in die Dunkelheit. Die fremden Geräusche regen mich auf. Total entnervt steige ich aus dem Bett. In meiner Zehe beginnt es heftig zu pochern, so dass ich mich, nachdem ich meinen Laptop geholt habe, unverzüglich wieder hinlegen muss. Ich werde die Nacht im Internet verbringen, das lenkt ab. Aber - keine Verbindung zum Server, teilt mir mein Laptop emotionslos mit. Mist! Na gut, denke ich, dann beginne ich eben jetzt mit meinem Roman. Die Idee ist schon so lange in meinem Kopf, dass ich sie nur niederzuschreiben brauche. Doch alles ist wie weggefegt. Die schönen Sätze und Szenen, die nur darauf gewartet haben aufs Papier zu kullern wie bunte Smarties, scheinen sich in Luft aufgelöst zu haben. Wo ist er nur hin, mein genialer Roman? Das Jucken in meinem Zeh hat seinen Platz eingenommen und pocht unbarmherzig auf das Recht, mit allen Sinnen wahrgenommen zu werden. Wie soll man da schreiben können! Frustriert gebe ich auf und lege meinen Laptop zur Seite. Langsam erwacht der Tag, aber davon merkt Andy nichts. Er dröhnt neben mir in aller Seelenruhe. Ich schüttle ihn unsanft. Doch das missversteht er gründlich. Im Halbschlaf greift er mir an die Brust und beginnt mich zu streicheln. Seine Hände wandern tiefer, ich erstarre. Er will Sex! Auge-rechnet jetzt! Spinnt er eigentlich? Mit einem Satz bin ich aus dem Bett, reisse die Haustür auf und fliehe humpelnd nach draussen.

Dort begrüsst mich der Lärm der Vögel mit ihrem penetranten Morgengezwitscher und die Grillen zirpen wie verrückt – mein Gott hat man hier denn nirgends Ruhe?

Während ich versuche meinen Frust unter Kontrolle zu bringen, kocht Andy drinnen das Frühstück und bringt es mir wenig später nach draussen. Der Duft von frischem Kaffee besänftigt mich langsam. Zudem sieht Andy in seiner Boxershorts unglaublich sexy aus.

Plötzlich freue ich mich wieder auf den neuen Tag.

Die ganze Zeit lebte ich versteckt

von Sabine Meisel

Die ganze Zeit lebte ich versteckt, verborgen in geringelten Ungetümen, in lange Röhren gesteckt. Nur in der Dunkelheit, nachts, entkam ich dem Gefängnis. Kurze Glücksmomente am Morgen, prasselnder Regen im kalten Licht.

Aber gestern wärmte mich endlich strahlende Helligkeit, nachdem es richtig unangenehm in der Röhre wurde. Heiß, feucht und alle klagten über Völlegefühl. Wirklich nur ganz kurz spürten wir den Sonnenschein, er streichelte mich, uns alle. Eine winzige Lichtsekunde lang, dann war alles wie immer. Die Röhre drückte, kniff und ich fühlte mich aufgeblasen. Stinksauer sehnte ich mich wieder nach dem herrlichen Kitzeln. Nach dieser Luft, die durch alle Onkels und Tanten pfiß. Diese Lüfte, die nach etwas anderem duften als nach uns, oder auch nicht besser, nach alter Röhre.

Die neue Röhre riecht zwar interessant, aber sie drückte den dicken Onkel, der spätestens nach zehn Minuten jammerte. Nicht auszuhalten. Gibt es etwas Schlimmeres als im Dunkeln mit der Verwandtschaft eingepfercht zu sein? Mit Jammerlappen? Ohne den Dicken könnten wir uns echt gemütlich ausbreiten. Wir alle wussten, das wahre Leben spielte außerhalb. Wind, kühlendes Wasser und Sonne. Tatsächlich hatte ich über diese endlosen Monate vergessen, dass es dieses Leben gab. Dieses freie Leben, draußen.

Das Röhrengefängnis war unendlich, drückend lang gewesen. Gerade als ich mich zu erinnern versuchte, wie das alles schon mal gewesen war, flog die Röhre weg. Alles ging

ganz schnell, wir wurden dem Ringelfilz entrissen, die fusse-
ligen Onkels und Tanten jauchzten, wilde Wasser gurgelten.
Der Jubel hielt sich allerdings nur kurz. Autsch, heiß, ganz
heiß und ganz lang heiß. Tatsächlich, sie versuchten uns zu
kochen und fast zu ermorden. Mit messerscharfem Gerät
ratschten sie an uns herum. Ein Geschrei und Geheule.
Autsch, mich erwischte es auch. Wieder in die heiße Suppe
gesteckt, durchgekocht, trocken gerubbelt und wieder ge-
schabt. Gemein, sogar gepiekt, geschoben und drangsaliert.
Mit ekliger Pampe beschmiert und eingepinselt mit einer
Farbe, knallrot.

Das stank, das mochte ich nicht, da wackelte ich heftig.
Ein großer Fehler, der in einer Einzelhaft mündete. Jeder
wurde nun in einen Plastikhalter gepresst, nun fühlte ich
mich ganz allein. Gestank waberte zu mir herüber, dann
wurde ich mit der Soße überzogen, konnte mich nicht mehr
dagegen wehren. Die Einzelhaft wurde weggezerrt. Der dicke
Onkel strahlte glänzend in frischem Rot, sonnte sich in sei-
ner Schönheit. Tatsächlich hatte er unheimlich Farbe
abbekommen, für mich war nur ein winziger Klecks übrig
geblieben. Das Leben ist ungerecht, dachte ich betrübt.

Gleich darauf schrie der Onkel laut auf. Mit einem wäch-
sernen Streifen bekam er das Fell abgezogen. Bei mir war
alles nackt, auf mir wuchsen keine Haare, dafür kriegte ich
auch nur einen kleinen Klecks ab. Jedes Schlechte hat auch
etwas Gutes. Der dicke Onkel, kaum hatte er sich beruhigt,
jammerte wieder von vorne los. Wegen der Trennung, die so
schrecklich rieb, heulte auch die Tante auf. Mir ging es
prächtig. Luft umspielte mich, die Sonne taumelte. Die
Schaukel quietschte. Freiheit. Das getrennte Paar klagte über

ihre Trennung, dabei gab es immer so ein lustiges Geräusch, flipp-flopp. Das Entkommen hatte ein Geräusch, flipp-flopp. Das Jammern unserer zwei Dicksten löste sich in dem lustigen klapp-klapp auf. Plötzlich war alles still. Das kühle Nass erfrischte uns, ab und zu fuhr ein Papierschiffchen an uns vorbei und kleine Verwandtschaft, gebräunt oder weiß wie wir, begrüßte uns mit schnellen zärtlichen Schubsern.

Eine Stadt, deren Name Programm ist. Freiburg: neben dem Trottoir durchziehen kleine Kanäle die Altstadt. Sicher will keiner hier mehr weg. Sogar der Onkel zappelte vergnügt in den Wassergassen. Freiburg im Breisgau, ein Paradies für Füße. Kein hitziger Asphalt. Füße tapsten erholt im Wasser, große, kleine, dicke, dünne, nackte und lackierte. Nicht jeder sah hübsch aus. Doch das war wohl der Preis der Freiheit, für mich, den kleinsten Zeh.

Ein Margeritenstrauss aufs Grab

von Marion Stöckli

Die drei jungen Menschen standen in der Blumenwiese und schauten einander hilflos an. Das tiefe Blau des Himmels drohte in Grau zu kippen. Die schwüle Luft schien über der heissen Erde und den blühenden Wiesen zu kleben. Ein ungemütlicher Wind liess plötzlich die feinen grünen Blättchen der nahen Birken ungewöhnlich laut rascheln. Die Vögel, vor wenigen Minuten noch fröhlich trillernd, schwiegen und versteckten sich zwischen Ästen und im Gras, je nach Art und Vorlieben. Immer schneller und bedrohlicher näherte sich die Wolkenwand. Ein gewaltiges Gewitter zog sich zusammen und kam mit rasender Geschwindigkeit auf die Gruppe in der Wiese zu. Schon zuckten Blitze am Horizont und der Donner folgte rasch. Die Gewitterfront war da. Erste schwere Tropfen begannen zu fallen.

„So, das haben wir jetzt davon, dass wir so spät dran sind“, sagte Melanie und strich sich eine Strähne dunkler Haare aus der Stirn. „Wir müssen sofort Schutz vor dem Gewitter suchen. Meine Schuhe“ – sie deutete auf die hochhackigen Designer Pumps an ihren Füssen.

„Nun, den blöden Feldblumenstrauss werden wir wohl noch pflücken können“, brummte Urs und bückte sich nach einer Margerite, als schon wieder ein Blitz zuckte.

„Nein, so rasch geht das nicht“, sagte zaghaft Lisa, „der Strauss soll schön werden. Wir wollen ihn doch auf Mamas Grab bringen.“

Mama war vor einem halben Jahr gestorben. Die drei erwachsenen Kinder trafen sich, um ihr gemeinsam einen Wunsch zu erfüllen. Mama hatte eigentlich nie etwas für sich gewünscht. Sie war zufrieden, wenn es ihnen, den drei Geschwistern, gut ging. ‚Eine bescheidene Frau‘, hatte der Pfarrer bei der Abdankung erwähnt. ‚Eine Frau mit Herz‘, konnten die Geschwister in vielen Briefen lesen. Und wenn eine der wenigen Bekannten von Mama, die noch am Leben waren, von ihr sprach, schimmerte oft das Wort ‚fröhlich‘ durch. Lustig sei sie gewesen, gerne gelacht habe sie, zu einem Scherz stets aufgelegt. Ihre Kinder hatten sie anders in Erinnerung. „Pflichtbewusst“ - erinnerte sich Melanie, „ernst und kontrollierend“. „Streng, fordernd, ja sogar stur“, kam Urs in den Sinn. Und Lisa verdrückte eine Träne und dachte zögernd, als könne es jetzt noch Unrecht sein: „ungerecht“!

Jedes Jahr hatte die Mutter einen Feldblumenstrauss gepflückt in der Magerwiese hinter dem Bauernhaus. So ein Margeritenstrauss hatte sie scherzend gesagt, würde sie noch freuen, wenn die Kinder ihn auf ihr Grab bringen würden.

Das Sommergewitter war mittlerweile mit voller Wucht über die drei Menschen gezogen. Die Haare der Frauen klebten in Strähnen, und der Regen auf ihren Gesichtern liess sie aussehen, als weinten sie. Die nassen Kleider klebten an ihnen. Sie begannen zu frieren.

Es bedrückte die Geschwister, den Wunsch der Verstorbenen nicht zu erfüllen. Es würde gemäht werden. Für dieses Jahr waren die Wiesenblumen dann vorbei.

„Wir könnten einen kaufen“, begann Melanie, und Lisa fuhr ihr streng über den Mund, „nie und nimmer, ihr wisst,

was Mama gerne hatte! Margeriten von der Heuwiese! Wir könnten warten bis das Gewitter ...“ „auf gar keinen Fall“, kam es von Urs, „ich habe heute Nachmittag eine wichtige Verabredung!“

Tropfend und schweigend schauten sie einander an.

„Ja, dann“, brummte Urs, „ich geh mal zum Wagen.“ Melanie hielt die roten Designer Pumps in der Hand und schaute zweifelnd auf die nasse Wiese zu ihren Füßen. Zu ihrem Bruder gewandt maulte sie: „Dann komme ich halt. Der Strauss muss dann bis nächstes Jahr warten.“ Und in Gedanken fügte sie an, die Mutter merke es ja sowieso nicht mehr.

Lisa sah nachdenklich zu Bruder und Schwester. Ihre vernünftige Art, sich zu kleiden hatte dem Unwetter mehr oder weniger getrotzt. Ausser den nassen Strähnen im Gesicht war sie fast unbeschadet geblieben. Weder die Windjacke noch die Wanderhose und die Wanderschuhe hatten viel Nässe durchgelassen. Sie beugte sich zu den Geschwistern und nahm ihnen die zerzausten Wiesenblumen aus den Händen. „Ich bleibe“, sagte sie, „und warte, bis es wieder schön ist.“

„Natürlich, unser Nesthäkchen“, dachten die beiden Älteren. „Immer das Gleiche!“ Urs startete entschlossen den Motor. Sie fuhren davon. Wasser spritzte als Fontäne unter den Rädern hervor. Lisa brachte sich mit einem grossen Sprung in Sicherheit.

Sie setzte sich auf die nassen Steine am Rand der Wiese.

„Mama“, dachte sie, „es hat sich nichts geändert. Ich bin und bleibe die Langweilige, die Erfolglöse, die Kleine, an der man vorbei prescht. Warum hast Du das unterstützt? Ich

war dir nicht gut genug, zu langsam, zu scheu, zu dick, zu klein, was auch immer. Urs konnte nichts falsch machen, und für Melanie war die Welt das ganze Jahr eine Blumenwiese, die gut roch, in der man sich wohlfühlte, und wo alles strahlte“.

Lisa lächelte mit den ersten Sonnenstrahlen, die durch die Gewitterwolken drangen. „Mama, es ist schon gut, ich bin ja auch erwachsen geworden, und ich weiss jetzt, dass Du mich lieb hattest!“

Das Gewitter hatte sich verzogen, die Gräser der Blumenwiese erhoben langsam ihre gebeugten Stängel, die Margeriten und Skabiosen, die Storchenschnäbel und die Lichtnelken begannen aufs Neue zu leuchten.

Lisa strich vorsichtig durch das hohe Gras. Die Blumenschere, vernünftigerweise in den Rucksack gepackt, erlaubte ihr, den Strauss zu vollenden, auch wenn die Wiese noch nass war. Sie band die Blumen mit einem mitgebrachten Baststück. Den Weg zum Friedhof legte sie mit Genugtuung zurück. Mama würde ihren Margeritenstraus haben.

Lisa legte den nassen Strauss auf das Grab. Hinter dem Hügel glänzte die Sonne, und die Luft flirrte gereinigt vom Gewitter.

Gartenträume

von Stephanie Gränicher

Vor der dunklen Wand der Thujahecke heben sich die blendend weissen Blütenrispen des Schmetterlingsfliers ab. Die dicht beieinander stehenden Büsche werden von Kohlweisslingen, Fuchsschwänzen und Bienen umtanzt. Angelockt vom süssen betörenden Aroma saugen die Insekten eifrig den Nektar aus den Blüten.

Marie-Louise ruht im Schatten des Apfelbaums auf einer Liege. Sie trägt ihren schwarzen Badeanzug, der schon einige Jahre lang die Sonne geniessen durfte, und eine bunte Tunika aus Kunstseide. Hinter ihren Rücken hat sie sich ein Kissen gestopft, um den Tanz der Schmetterlinge besser beobachten zu können. Mit einer fahrigen Handbewegung wischt sie sich ein paar Schweisstropfen von der Stirn.

Genau unter diesen Fliedern lag er, erinnert sie sich, die Spitzen seiner Gartenschuhe in den Himmel gestreckt. So hatte sie ihn vor einem Jahr gefunden, als sie in den Garten gekommen war, um Himbeeren zu ernten. Seine stechend blauen Augen hatten offen gestanden, aber er erkannte sie nicht mehr, denn seine Seele hatte bereits die lange Wanderschaft angetreten.

Trotzdem schüttelte sie ihn einen Moment sanft. Sie rief erst eindringlich und dann mit wachsender Verzweiflung „Hubertus, Hubertus, komm zu dir“, bevor ihr die Tränen die Sicht verschleierten.

Gerade ein halbes Jahr war er pensioniert gewesen und hatte Pläne geschmiedet. Hubertus wollte den Holzzaun, der

den kleinen Garten umgab, frisch lasieren. Er dachte daran eine kleine Putte für das Rosenbeet zu kaufen und neue Gartenmöbel anzuschaffen. Seit seinem letzten Arztbesuch wussten sie beide aber auch, dass sich seine Herzschwäche akut verschärft hatte.

An Hubertus' genaue Worte kann sich Marie-Louise nicht mehr erinnern, aber der Arzt musste ihn wohl ermahnt haben, keine schweren Arbeiten mehr zu verrichten. Hubertus hatte diese Mahnung mit der Bemerkung weggewischt, dass Gartenarbeit gesund sei und daher nicht unter den Begriff „schwere Arbeit“ falle. Für einmal hatte der besser wissende Hubertus die Situation falsch eingeschätzt, denkt Marie-Louise.

Sie dreht ihren Kopf in Richtung des Rosenbeets und schnuppert, ob sie den sanften Duft der roten Edelrosen riechen kann. Hubertus hätte den Namen der Rosensorte gewusst. Er hätte ihr auch ohne zu überlegen sagen können, von welcher Art Lavendel das Beet eingefasst ist. Wahrscheinlich hat er es mir auch verschiedene Male eingeschärft, denkt Marie-Louise und lächelt ein wenig. Die Namen der Pflanzen sind für sie nur ein Teil des Ganzen. Sie ist fasziniert von ihren Farben, dem samtene Rot der Rosenblätter oder dem Dunkelviolett des Lavendels.

Vor seiner Pensionierung war Hubertus Buchhalter bei der Gemeindeverwaltung und Hobbygärtner in seiner Freizeit gewesen. Marie-Louise wusste nie, ob das Gärtnerische einen Einfluss auf sein buchhalterisches Berufsleben hatte. Umgekehrt, und dies war ihr immer wieder durch die mitleidigen Blicke ihrer Freundinnen bestätigt worden, prägte das Buchhalterische den Garten ihres Reiheneinfamilienhau-

ses. Hubertus schnitt die Thujahecke dreimal im Jahr akkurat. Die Laubgehölze stutzte er im Herbst. Er erspähte jedes Unkraut, das sich aus dem Boden wagte und entfernte es bei seinen Kontrollgängen im Garten erbarmungslos. Am Samstag mähte er den Rasen und stach anschliessend den spärlich wachsenden Löwenzahn und den Klee aus. Die Ränder seines „englischen Rasens“, wie er ihn nannte, kantete er sauber ab. Die neuen Himbeerranken band er jedes Frühjahr kerzengerade am Gerüst fest. Marie-Louise durfte keine Blumen aus dem Rabattenbeet abschneiden, da dies nach Hubertus Meinung die Pflanzen schwächte. Es heimlich zu tun, hätte keinen Sinn gehabt, denkt sie, denn beim nächsten Gartenrundgang hätte er es bemerkt, so wie er bestimmt jede Unregelmässigkeit in der Gemeindebuchhaltung ausfindig gemacht hatte.

Marie-Louise angelt sich ihren Strohhut und setzt ihn auf. Der Schatten des Apfelbaums ist inzwischen gewandert. Sie lehnt sich zurück und lässt ihre Haut von der prallen Sonne bescheinen.

Schon ein Jahr lebt der Garten ohne Hubertus. Inzwischen hat die Natur die Konturen der Beete und Hecken verwischt.

Es ist nicht einmal so, dass Hubertus nicht mehr da ist, sinniert sie, sondern dass niemand mehr da ist. Kinder waren ihnen keine vergönnt. Ihr Bruder wohnt mit seiner Familie in Frankreich, und die Freundinnen sind nur stundenweise auf Besuch.

Sie stemmt sich in ihrem Liegestuhl hoch und betrachtet durch die von ihr grosszügig abgeernteten Blumenrabatten und den Holzzaun hindurch den Nachbargarten. Dort blü-

hen die Margariten mit den gelben Schirmen des Frauenmantels und den blauen Kerzen des Fingerhuts um die Wette. Die Trauben der Glyzinien hängen schon fast verblüht von der Pergola herab. Neben dem Sitzplatz wuchert der Storchnabel und zeigt seine leuchtend rosa Blüten.

Im Rasen sind neben den gezackten Blättern des Löwenzahns und grossen Kleepolstern deutlich die Narben des letzten Fussballspiels erkennbar.

Dieser Match ist allerdings schon einen Monat her, überlegt Marie-Louise. Sie hat noch das Bild vor Augen, wie ihre Nachbarin hochschwanger am Gartenzaun stand und sagte: „Nun haben wir genau ein Kind zu viel für unser Häuschen.“ Ihre Buben, beide schon in der Primarschule, tobten um sie herum. Kurze Zeit später kam der Umzugswagen. Von einem Tag auf den anderen ruhte das nachbarliche Gartenleben.

Vor zwei Tagen stellte Marie-Louise hochofrennt fest, dass sich hinter dem Wohnzimmerfenster etwas bewegte. Ein paar Stunden später sah sie ein altes, aber sehr bequem aussehendes Sofa dort stehen. Die Läden im oberen Stock bleiben wegen der Hitze zwar tagsüber geschlossen, aber die Seitenfenster im Erdgeschoss sind wieder gekippt. Die Türe zum Sitzplatz steht meistens offen.

Ächzend erhebt sich Marie-Louise von ihrer Liege. Sie nimmt ihren Strohhut ab und fächelt sich damit kühlende Luft zu. Barfuss schlendert sie durch das Gras und über die heissen Terrassenplatten. Sie verschwindet in Richtung Küche und kehrt mit einem Glas voll frischem Holunderblütensirup zurück.

Gerade als sie sich ein paar Himbeeren vom Strauch pflücken möchte, ruft vom Gartentor jemand mit einer dunklen Stimme:

„Grüezi Frau Bachhofer. Mein Name ist Oskar Schneeberger. Ich bin Ihr neuer Nachbar und wollte mich nur schnell vorstellen.“

Marie-Louise dreht sich langsam um. Sie betrachtet Oskar Schneeberger von unten nach oben, unauffällig, hofft sie. Sie sieht Turnschuhe aus Stoff, eine helle Leinenhose und darüber ein blau-grün kariertes Hemd. Gut erhaltene Figur, denkt sie, etwa so alt wie ich. Nur die Haare unter seinem Strohhut sind weisser. Sind das nicht Margariten und Rittersporn, die er zu einem Strauss gebunden in der Hand hält?

Sie sieht ihm ins Gesicht. Seine Haut ist sonnengebräunt. Marie-Louise schluckt leer. Sein Lächeln, denkt sie, sein Lächeln legt sein ganzes Gesicht in feine Falten. Marie-Louise lächelt zurück, spürt, wie auch ihre Gesichtshaut sich kräuselt und ihre grünen Augen warm werden.

„Ich habe Ihnen ein paar Blumen aus meinem Beet mitgebracht“, sagt er.

„Sie sind wunderschön“, antwortet Marie-Louise. Ihr Lächeln vertieft sich. „Möchten Sie nicht ein Glas Holunderblütensirup mit mir trinken?“

Heisse Gespräche

von Claudia Engeler

Träge liege ich auf meinem Handtuch. Die Augenlider geschlossen, atme ich langsam durch die Nase ein und aus, ein und aus. Über meine Poren sauge ich Wärme auf, vertreibe die winterliche Kälte aus jeder Ecke meines nicht mehr ganz jungen Körpers.

„Hast du eine Ahnung, warum?“, höre ich Lene fragen. „Hatte natürlich eine andere“, antwortet ihr Martina, die näher bei mir liegt. Frauengespräche, denke ich, wende dabei meinen Kopf ab. „Bist du sicher?“, Aufregung belebt Lenes Stimme. „Bestimmt“, Martinas Überlegenheit schwappt zurück, „kennst ihn doch. Ein richtiges Schwein, der.“

Ich lege meine rechte Hand auf das freie Ohr und horche weit weg, in mich hinein. Schweiss bedeckt meine eben noch spröde Haut, kullert langsam von meinen Schultern aufs Tuch. Mein Körper entspannt sich, verliert den letzten Rest an Form, passt sich der harten Unterlage an.

Beim Ausatmen spüre ich am Handgelenk, das über meinem Gesicht liegt, dass sogar mein Atem heiss geworden ist. Die Luft brennt und Feuchtigkeit kondensiert an meinem Arm.

„Kannst du dir vorstellen, was das für sie heisst?“, Lene ist empört. „Nach all den Jahren“, erwidert Martina und dehnt jedes Wort wie weichen Kaugummi in die Länge.

Trockenheit macht sich in meiner Kehle breit. Unweit steht ein Krug mit kühlem Wasser auf einem Tischchen,

überlege ich gerade. Eiskügelchen schwimmen schwerelos zwischen Pfefferminzblättern an der Wasseroberfläche herum. Wie Inseln, wie Fensterscheibensplitter auf einem feuchten Rasen. Gleich daneben stehen saubere Gläser bereit. Doch meine Glieder gehorchen nicht, nicht mehr, nicht mir. So bleibe ich matt auf dem feuchtwarmen Tuch liegen, ein gestrandeter, willenloser Wal an einem abgelegenen Küstenstreifen.

„Wie lange das wohl so gegangen ist?“, pure Neugierde treibt Lene an. „Keine Ahnung. Verdammt! Lange. Bestimmt schon ewig lange“, brummt Martina auf einmal schlecht gelaunt. „Das würde mir Gert nicht antun.“ Höre ich da etwa Hoffnung in Lenes Stimme?

Ich spüre, wie sich meine Lippen zu einem Lächeln verziehen. Schnell fahre ich mit meiner Zunge darüber, entspanne meine Gesichtszüge wieder.

Ich denke an das Becken, das nur wenige Schritte entfernt auf mich wartet. Kaltes Wasser könnte jetzt meinen überhitzten Körper abkühlen.

„Wieso Gert?“, herrscht Martina ihre Freundin an, „ich dachte ihr hättet Schluss gemacht?“ Hat sie ein schlechtes Gewissen? Ich wundere mich. Nach einem kleinen Räuspern, höre ich Lene erwidern: „Wollte ich ja. Aber wir haben uns dann doch wieder versöhnt.“

Zögern macht sich in der heißen Luft breit, dann flüstert Martina auf einmal: „Mit Paul stimmt was nicht.“

Paul, geht es mir durch den Kopf. Dann öffne ich die Augenlider und blicke auf meine Uhr. Es ist schon später, als ich gedacht hatte.

„Was denn?“, pures Interesse, eitle Neugierde beherrschen Lenes Worte. „Ach, weiss auch nicht. Irgendwas braut sich da zusammen“, schliesst Martina das Thema dezidiert ab.

Ich setze mich abrupt hin, stehe dann aber nur langsam auf, um dem Schwindelgefühl zu entkommen. Wenige Schritte später überlasse ich mich dem eiskalten Becken. Prustend tauche ich wieder auf und sehe Paul in Gedanken vor mir stehen. Solange die Leidenschaft mich erfüllt, werde ich ihn treffen, entscheide ich.

Als ich nach einer kurzen Liegepause wieder in die Sauna trete, sind meine Freundinnen verschwunden.

Träge lege ich mich auf das warme, nun wieder trockene Handtuch. Die Augenlider geschlossen, atme ich.

Juli

von Markus Isch

Sie hat sich vor einer Weile zu mir gelegt und kehrt mir jetzt den Rücken zu. Ich weiss nicht, ob sie schläft, aber sie liegt ganz still. Die Hängematte schaukelt unmerklich hin und her. Der kleine Wind, der in diesem Garten geht, vermag uns kaum zu rühren.

Ich blinzele in den wolkenlosen Himmel, wo ein Flugzeug seine Lebenslinie zieht. Der Sonnenschirm über uns leuchtet so gelb, als ob er Bienen anlocken will. Auf den sonnenwarmen Fliesen der Terrasse liegt ein Buch mit aufgeschlagenen Flügeln.

Sie regt sich. Eine Hand fährt durch ihr Haar und entblösst für einen Moment ihren Nacken, dann liegt sie wieder nur da.

Ich schliesse die Augen und denke an den Moment zurück. Ich weiss, wie ihr Nacken aussieht, aber ich will ihn mir gleichwohl vorstellen. Die Rhododendren am anderen Ende des Gartens flüstern leise. Grillen zirpen träge in der Nähe.

Ich würde sie gern wecken; vielleicht wendet sie sich mir zu, und unsere Hände finden einander; vielleicht wird sie auch zornig und geht ins Haus zurück. Beides ist schon passiert.

Irgendwo lachen Kinder und planschen im Wasser. Ich rieche das blau-weiss gestreifte Segeltuch um uns herum und stelle mir vor, wir lägen in einem Boot. Ich rieche das halbvolle Glas Wein, warm von der Sonne, auf dem Tisch.

Ich fühle die Hitze ihrer Schulter, ihre Haut frisch wie ein Holunderblatt.

Ich spüre ihre Hand an meinem Knie und öffne die Augen. Die Hängematte schaukelt ein wenig mehr.

Lächel-Lise – ein Sommermärchen

von Sandra Rutschi

Es war einmal ein Mädchen, das hiess Lise. Lise hatte ein wunderschönes Lächeln. Deshalb nannten sie alle Lächel-Lise. Wenn Lächel-Lise lächelte, kündete sich dies durch ein Zucken rund um ihren Mund an. Dann zogen sich die Mundwinkel nach oben, bis sich in den Wangen Grübchen bildeten. Das Lächeln wanderte weiter bis zu den Augen. Die Iris begann zu Leuchten. Als Krönung ihres Lächelns gluckste Lächel-Lise fröhlich.

Es war eine Wonne, Lise lächeln zu sehen. Doch nicht nur das: Ihr Lächeln hatte Zauberkraft. Jeder, dem sie ihr Lächeln schenkte, vergass seine Probleme und fühlte nur noch Freude und Lebenslust. Kurz: Lises Lächeln machte die Menschheit glücklich.

Doch Lächel-Lise wusste von alledem nichts. Sie verschenkte ihr Lächeln an jeden; und jeder, der das Geschenk annahm, ging mit seinem eigenen Lächeln auf den Lippen weiter. Einige Leute sagten zu Lise: „Dein Zauberlächeln macht die Menschen froh.“ Doch dann schüttelte Lise den Kopf und erwiderte: „Ach was. Das ist doch gar nicht möglich.“

Und so wurde Lise zu einer jungen Frau.

Eines Tages ging Lise spazieren und begegnete einem Mädchen, das am Waldrand sass und weinte. Lise setzte sich neben das Kind und fragte: „Wieso weinst du denn?“

Das Mädchen antwortete: „Meine Mutter ist vor Stunden in diesen Wald gegangen, sie wollte gleich wieder zurück

sein. Doch sie kommt nicht. Ich warte hier und habe Angst, dass sie mich verlassen hat.“

„Und wieso folgst du ihr nicht?“

„Sie hat mir doch gesagt, ich solle hier warten“, schniefte das Mädchen.

„Soll ich mit dir in den Wald kommen?“, fragte Lise.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein. Bestimmt wird meine Mutter bald wieder kommen. Sie hat es mir versprochen, und sie lässt mich nicht im Stich.“

Lise nickte, lächelte das Mädchen an und ging davon.

Lise sah nicht, wie das Mädchen ihr lange nachblickte. Sie sah auch nicht, wie nach und nach statt der Tränen ein Lächeln seine Wangen glänzen liess.

Tags darauf begegnete Lise einem alten Mann. Der sass auf einer Bank am See und starrte aufs Wasser. Lise setzte sich neben ihn und begann, flache Steine über den See zu werfen, so dass sie hüpfen. Das freute Lise so sehr, dass sie fröhlich zu glucksen begann.

„Was soll dieser Quatsch?“, knurrte der Mann.

Lise antwortete: „Sehen Sie doch, wie lustig diese Steine über den See hüpfen!“

„Auf diesem See hüpfen gar nichts“, brummte der Alte. „Dieser See ist immer still und tief. Nichts passiert, und das ist gut so.“

„Wieso denn?“

„Ich würde es nicht ertragen, wenn sich dieser See bewegen würde“, sagte der Mann. „Ich bin froh, ihn einfach in Ruhe anblicken zu können. Zu viel ist in meinem Leben schon passiert, alles davon war sinnlos. Nun warte ich darauf, dass das alles endlich zu Ende ist.“

Lise nahm einen weiteren Stein und liess ihn über den See hüpfen. „Aber schauen Sie doch“, rief sie, „wie lustig das aussieht! Der See ist zwar bald wieder ruhig, aber doch ist etwas passiert. Hier“, sagte Lise und streckte dem Mann einen Stein entgegen, „versuchen Sie es selbst!“

Der Mann zuckte mit den Schultern und warf den Stein ins Wasser. Dieser zog zwei Kreise, bevor er versank.

„Na also, geht doch“, rief Lise, lächelte den Alten an und ging davon.

Lise sah nicht, wie der Mann ihr lange nachblickte. Sie sah auch nicht, wie sich ein Schmunzeln über sein mürrisches Gesicht ausbreitete.

Am dritten Tag traf Lise einen jungen Mann. Er sass auf einem abgekämpften Pferd und rammte seine Fersen in dessen Seiten. Das Pferd sprang aber bloss ein paar verzagte Sätze vorwärts, bevor es wieder stehen blieb.

Lise blieb ebenfalls stehen und blickte hinauf zum jungen Mann. Schweiss rann ihm über die Stirn, er schwankte im Sattel.

„Was tust du da?“, fragte Lise.

Der Mann zog den Bauch ein, reckte das Kinn vor und sagte schneidig: „Ich trainiere.“

„Und wofür trainierst du?“

„Ich trainiere für den Wettkampf um die Hand der Prinzessin.“

„Der Prinzessin?“, rief Lise und nickte. „Sie muss eine wunderschöne Frau sein!“

Der junge Mann blickte Lise an und liess den Kopf sinken. „So sagen alle“, murmelte er. „Aber mir gefällt sie nicht besonders.“

„Dann muss sie wohl sehr nett sein.“

Der junge Mann überlegte. „Naja. Das letzte Mal, als ich sie gesehen habe, hat sie mich nur verächtlich angeblickt.“

„Aber bestimmt ist die Prinzessin sehr klug.“

Der junge Mann seufzte tief. „Jeder weiss doch, dass sich die Prinzessin nur für schöne Kleider interessiert.“

„Ich verstehe. Die Prinzessin ist reich, und du willst das Königreich erben.“ Lise schüttelte den Kopf. „Und dazu schindest du dich und das arme Pferd.“ Sie lächelte ihn an und flüsterte: „Mach doch mal Pause.“

Dann ging Lise davon und sah nicht, wie der junge Mann ihr noch lange nachblickte. Sie sah auch nicht, wie ein versonnenes Lächeln seinen Mund umspielte.

Und so lächelte Lise weiter, machte immer mehr Menschen glücklich und merkte es nicht. Oft fragte sie sich, wozu sie auf der Welt sei. Sie stellte sich vor den Spiegel und sah eine durchschnittliche junge Frau. Sie lächelte zum Test und sah, wie sich Falten in ihr Gesicht gruben.

Schrecklich, fand Lise.

Sie dachte an die Prinzessin, von der alle sagten, sie sei wunderschön. An die Prinzessin, für die sich der junge Mann so quälte. Was nutzte Lise da ihr angebliches Zauberslächeln? Nie würde sie der Prinzessin das Wasser reichen können. „Zauberslächeln, von wegen“, zischte Lise. Dann legte sie die Stirn in Falten und ging davon.

Von diesem Tag an lächelte Lise nicht mehr. Manchmal zog sie die Mundwinkel in die Höhe, wenn jemand etwas Lustiges erzählte – aber in ihrem Inneren regte sich dabei nichts. Die Menschen reagierten seltsam darauf. Während

sie früher gerne mit Lise sprachen, gingen sie ihr nun aus dem Weg. Sie lächelten auch nicht mehr zurück.

Lise merkte nicht, dass sie ihr Zauberlächeln verloren hatte. Sie wurde immer trauriger und vergass schliesslich ganz, wie Lächeln ging.

Eines Tages ging Lise spazieren. Sie ging den Waldrand entlang und traf das Mädchen, das dort sass und sang. Es hatte einen Kranz aus Blumen geflochten. „Endlich sehen wir uns wieder!“, rief es. „Ich muss dir doch noch erzählen, was an jenem Tag, nachdem du gegangen bist, passiert ist! Seit langem schon will ich dir danken für das, was du mit mir getan hast.“

Nachdem Lise an jenem Tag das kleine Mädchen verlassen hatte, fühlte es sich nicht mehr traurig und ängstlich. Es dachte darüber nach, weshalb wohl die Mutter nicht aus dem Wald zurück kam. Es kam zum Schluss, dass die Mutter längst zurück gekehrt wäre, wenn es ihr möglich wäre. Mutig betrat das Mädchen den Wald. Es dauerte nicht lange, und es fand die Mutter. Sie hatte sich den Fuss eingeklemmt und kam nicht mehr los. Das Mädchen befreite sie, und sie gingen nach Hause.

„Du hast mir damals geholfen. Dein Zauberlächeln hat meine Angst vertrieben, und so konnte ich Mut schöpfen, um meine Mutter zu suchen. Seit diesem Tag habe ich hier auf dich gewartet, um dir diesen Kranz zu schenken“, sagte das Mädchen und legte Lise die Blumen aufs Haar. Dabei strahlte es in Lises trübe Augen.

Lise fühlte, wie ihre Mundwinkel leicht zuckten. Sie verabschiedete sich vom Mädchen und ging weiter.

Als Lise in die Nähe des Sees kam, hörte sie Gelächter. Eine Gruppe von Leuten hatte sich dort versammelt. Lise sah den alten Mann auf sich zu humpeln. Um seinen Hals baumelte ein flacher Stein, den er an einem Lederband befestigt hatte. Keuchend blieb er vor ihr stehen. „Endlich sehen wir uns wieder! Seit langem schon will ich dir danken für das, was du mit mir getan hast.“

Nachdem Lise an jenem Tag den Alten verlassen hatte, war ihm so leicht ums Herz wie lange nicht mehr. Er übte so lange, den Stein über das Wasser hüpfen zu lassen, dass er vergass, zur üblichen Zeit nach Hause zu gehen. Und so sass der Mann noch am See, als eine Gruppe Spaziergänger des Weges kam und sich zu ihm setzte. Sie kamen ins Gespräch, warfen Steine über den See und lachten viel. Seither trifft sich die Gruppe jeden Tag am See.

„Du hast mir damals geholfen. Dein Zaubperlächeln hat meine Traurigkeit vertrieben, ich konnte das Leben wieder genießen. Deshalb habe ich auf dich gewartet, um dir das hier zu schenken“, sagte der alte Mann. Dann streifte er sich das Steinamulett über den Kopf und legte es um Lises Hals. Der Alte kicherte, fasste Lises Hand und begann mit ihr zu tanzen. Lise fühlte, wie sich ihre Mundwinkel nach oben zogen. Nach einem lustigen Tanz verabschiedete sie sich vom alten Mann und ging weiter.

Lise lächelte noch immer zaghaft, als sie plötzlich einen Reiter mit Pferd heran galoppieren sah. „Oh nein, der junge Mann“, dachte Lise. „Bestimmt schwärmt er wieder von der Prinzessin.“ Nie würde Lise der Prinzessin das Wasser reichen können. Ihr Lächeln erstarb.

Vor Lise blieb das Pferd stehen, der Mann sprang ab. „Lise“, sagte er, „endlich sehen wir uns wieder! Ich habe dich lange gesucht. Ich will dir danken für das, was du mit mir getan hast.“

Nachdem Lise an jenem Tag den jungen Mann verlassen hatte, sah dieser so klar wie nie zuvor. Zuvor hatte er alles daran gesetzt, die Prinzessin für sich zu gewinnen, wie es sich für einen jungen Mann gehörte. Doch nun wurde ihm klar, dass er die Prinzessin weder schön, noch nett, noch klug fand. Eigentlich, so merkte der junge Mann, wollte er auch kein Königreich erben, sondern einen Bauernhof führen. Und so blieb er dem Wettkampf um die Prinzessin fern.

„Du hast mir damals geholfen, Lise. Dein Zaubperlächeln hat mir gezeigt, was ich wirklich will. Kein Königreich und keine arrogante Prinzessin. Sondern ein einfaches Leben an einem schönen Ort mit einer Frau, die ein Lächeln hat wie du. Ein Lächeln, das die Menschen glücklich macht. Ein Lächeln, das *mich* glücklich macht.“

Dann küsste der junge Mann Lise. Und als er ihr danach tief in die Augen blickte, sah er ein Zucken rund um ihren Mund. Dann zogen sich die Mundwinkel nach oben, bis sich in den Wangen Grübchen bildeten. Das Lächeln wanderte weiter bis zu den Augen. Die Iris begann zu Leuchten. Als Krönung ihres Lächelns gluckste seine Lise fröhlich.

Neben dir

Carina Iten

Manchmal sind es Momente, die wir uns schenken, die nicht viel aussagen aber dennoch wunderbare Geschichten erzählen. Wie etwas sein könnte, nicht in der Realität, nur wenn wir es uns vorstellen.

Meine Haut war nie wirklich unbeschadet, seit ich mich erinnere und du wohlmöglich nicht der, für den ich dich halte. Doch gab es diesen Augenblick, in welchem ich nirgendwo anders sein wollte, als neben dir am See. Es war egal, wer du eigentlich bist, was du sagst und was du fühlst. Es war genug einfach da zu sein, um Mitternacht mit mir an den See zu fahren. Ohne Fragen. Und als ich dich so ansah und mir dachte, dass du wirklich perfekt sein könntest, dass ich vielleicht doch so an deiner Seite gehen kann. Für eine Weile oder immer.

Es waren diese Minuten, die so viel mehr sagten, als du und ich zusammen. Wie wir sein könnten in einer anderen Welt. Ohne Vergangenheit, ohne Zukunft nur der Augenblick zwischen uns. Dein Körper neben meinem, deine Arme um meine Brust. Wie du da meine Hand genommen hast und ich nicht wirklich wusste, ob es richtig war, sie auch zu halten. Vielleicht zu fallen, es zu wagen dir einen Einblick in mein Herz zu geben. Der Mond auf der Wasseroberfläche und die Sterne waren zusammengefügt zu Bildern, die du mir später erklärtest. Unwissend und ein wenig naiv stand ich da ohne die Lippen zu bewegen, ich wollte dennoch alles aufnehmen, alles in mich aufsaugen, damit nichts verloren

ging. Nicht die Erinnerung an eine seltene Nacht, die so sicher nie mehr kommen wird, nicht die Worte aus deinem Mund und die Fantasie in meinem Kopf.

Und als wir miteinander sprachen, wie zwei Fremde, die wir ja doch irgendwie waren und doch nah. Und gerne hätte ich deine Haut berührt, nur so, um zu wissen, wie es sich anfühlt dich zu halten. Dich zu haben. Deine Lippen auf meinen Wangen und nicht mehr. Und dann war es, als seien wir uns nie begegnet, nie nebeneinander in der Nacht über den Steg gelaufen, nie den Sternen entgegen, viel mehr im Nebel versunken, der alles mit sich nimmt – selbst die kleinste Hoffnung, dass wir irgendwann doch diese zwei Menschen sein können, die zusammen gehen. Nicht nur am Ufer, überall hin.

Jetzt ist es eine Weile her und ich möchte dir manchmal gerne erzählen, wie es mir ergangen ist. Dass sich manche Dinge weiterdrehten und andere nicht, das ist dir bestimmt klar. Aber am Anfang denkt man immer, dass es nicht geht, dass man nicht einfach weitermachen kann wie bisher, dass nichts mehr geht, dass man nun stillsteht und alleine.

Aber eigentlich ist es nie so. Man geht nur die ersten Tage im Kreis und dann wird's monoton, man macht neue Schritte und irgendwann finden sie weg von dir und der Illusion, dass wir irgendwann wieder so gut sein können. Ich konnte kaum atmen, wirklich und ich wollte manchmal nichts weiter, als in deine dunklen, blauen Augen schauen. Nichts weiter, weisst du. Aber ich konnte dich nicht mehr sehen und irgendwann auch nicht mehr hören und doch hab ich nie vergessen, wie sich die letzten Worte aus deinem

Mund anföhlten, bevor mich der Flieger in den Norden brachte.

Wie gerne ich bei dir geblieben wäere und ich weiss nicht, ob du bemerkt hast, dass die Sonne in der Sekunde danach unterging und seither nie mehr wirklich aufgegangen ist. Und der Mann neben mir, hat mir noch ein Taschentuch gereicht und gesagt, dass sich das alles wieder gibt aber was wusste er schon von uns. Und dann kam eine ganze Weile nichts. Nur Erinnerungen, die allmählich verblassten, immer wieder kreisende Gedanken, immer dieselben und Fragen, die niemand beantwortete. So viel Nebel, der meine Sicht und wohlmöglich auch meine Geföhle verschleierte und dann ein ganzer Monat, der nicht enden wollte. All das worüber ich nicht reden will.

Aber weisst du, irgendwann trug der Baum vor meinem Fenster wieder weiss- und rosafarbene Blüten und alles föhlte sich so leicht und vollkommen an und die ersten Sonnenstrahlen wärmten meine Haut und ich stand morgens auf und es war wirklich ok. Es war nicht mehr wie Winter und die Kälte verschwand irgendwann heimlich oder zumindest kaum bemerkbar über Nacht. Und deinen Namen nannte ich nicht mal mehr im Traum und dann kam vor ein paar Tagen doch sehr unerwartet deine Nachricht. Und noch immer weiss ich nicht, ob ich antworten soll. Denn irgendwie gehörst du zu einem langen, kalten Winter. Aber ich will Sonne auf meiner Haut, barfuss durch Wiesen laufen und auf Festivals durch die Nächte tanzen. Verstehst du, es hat eigentlich nichts mit dir zu tun, ich will einfach nur die Möglichkeit, dass wieder alles passieren kann.

Recht und Ordnung

von Nora Dubach

Rosalie kam aus der Dusche, ein gelbes Badetuch hatte sie locker um ihren Körper gewickelt. Mit leichten geübten Bewegungen cremte sie ihren wohlgeformten Körper ein. Sie stand vor dem geöffneten Kleiderschrank, wählte ein grossblumig gemustertes Seidenkleid. An diesem herrlichen Tag hatte sie Lust auf intensive Farben. Sie zog ihre roten Stöckelschuhe an, schminkte ihre Lippen leuchtend rot. Sie malte die Augenkonturen und Lider rauchigsschwarz, fuhr sich mit den Fingern durch das halblange rotblonde Haar. Sie drehte sich vor dem Spiegel ein paar Mal hin und her, war mit ihrem Aussehen zufrieden.

Rasch und leichtfüssig verliess sie gut gelaunt die Wohnung. Sie lief an der Seepromenade entlang, genoss diese heitere Atmosphäre, sie fühlte sich leicht und beschwingt. Sie war glücklich, die Sonne wärmte und bräunte ihre bleichen Arme und Schultern. Eine riesige Palette an Gerüchen nahm sie wahr. Gebrilltes Fleisch in allen Variationen und Kaffeeduft dominierten hier. Man konnte zwischen Strassencafé oder Verkaufswagen wählen. Sie kaufte sich ein grosses Vanilleeis. Die lästigen Wespen vergaulten ihr jedoch das Vergnügen. Immer wieder musste sie die Plagegeister verschrecken. Sie reagierte panisch, denn sie litt an einer Insektenallergie.

Bei den unterschiedlichen Rhythmen der Strassenmusikanten kam Ferienstimmung auf. Hin und wieder blieb sie stehen, wippte im Takt mit ihren roten Schuhen. Sie schaute

entspannt auf die belebte Wiese auf der die Kinder herum sprangen und den See, auf dem sich Menschen auf den Segelbooten sonnten. Es war ein perfekter Tag.

Plötzlich hörte sie eine einschmeichelnde Stimme hinter ihrem Rücken: „Hallo schöne Frau, sie tragen ein wunderschönes Blumenkleid.“ Sie stutzte, fand es dennoch bemerkenswert, dass einem Mann dieses Kleid auffiel. Ein Latino vermutete sie der Sprache nach zu urteilen. Neugierig drehte sie sich um. Hinter ihr stand ein junger Mann mit dunkler Haut und grossen samtbraunen Augen. Er schaute sie verschmitzt an, legte schweigend beide Hände um ihre Hüften, begann zuerst langsam, dann schneller mit ihr zur Strassenmusik Salsa zu tanzen. Was war los mit ihr. Normalerweise reagierte sie nicht auf diese plumpe Anmache. War ihr die Hitze zu Kopf gestiegen.

Sie liess sich von ihm führen, sie liess sich treiben. Die Blicke der Menschen um sie herum, die sie anstarrten, kümmerten sie nicht. Sie streifte ihre roten Schuhe ab, warf sie schwungvoll auf den Rasen. Sie schloss die Augen. Wie ein heisser Tropenwind spürte sie seine junge, braune Haut, Augen um darin zu versinken, die vollen weichen Lippen. Sanft berührte er ihre Augenlider. Der Kuss weckte Sehnsüchte. Diese Berührung, diese unmittelbare Nähe seines Körpers, hüllten sie in einen orangefarbenen Samtumhang, weich fliessend, atemberaubend schön wie ein kitschiger Sonnenuntergang in der Karibik. Traumhafte Bilder entstanden in ihrem Kopf. Sie fühlte sich so gut in seinen starken Armen. Ausgelassen tanzten sie zum harten Rhythmus der lauten Trommeln und Gitarren. Ihre nackten Füsse berührten den weichen Boden, der Kontakt mit der Erde fühlte sich

gut an. Sie bewegten ihre Körper, vergassen alles um sich herum. Die Luft war flirrend heiss, es wehte kein Lüftchen. Es gab sie wirklich diese Momente des vollkommenen Glücks. Das Leben kann so leicht sein, schoss es ihr durch den Kopf. Plötzlich wurde es ganz still, die Musiker legten ihre Instrumente auf den Rasen. Rosalie genoss den lauten Beifall, löste sich lächelnd von dem Fremden, zog wieder ihre roten Schuhe an und lief schwebend nach Hause. Als sie den Hausschlüssel in der Tür umdrehte, wurde sie von dem Quietschen eines Autos unwirsch aus ihrem Traum geweckt. Sie öffnete ihre Augen. Ihr Kopf lag auf dem Computer. Ringsherum stapelten sich Ordner. Ihr Nacken schmerzte, die Brille lag auf dem Boden. Sie war in der Mittagspause in ihrer Anwaltskanzlei eingeschlafen. Sie öffnete das grosse Fenster, streckte ihre Arme hoch zum Himmel. Die warmen Sonnenstrahlen legten sich golden in ihr verschlafenes Büro, weckten honigsüsse Erinnerungen.

Rundum Raps

von Franziska Ternetz Sauter

Es ist nicht erlaubt. Das weiss Marlene. Trotzdem will sie es wieder erleben: sie liegt irgendwo versteckt in einem gelbblühenden Rapsfeld. Sie atmet den Geruch ein; ölig, süss. Hellblau flimmert der Sommerhimmel über ihr. Ihre Gedanken schweben in schillernden Seifenblasen davon.

Marlenes Kopf liegt auf der Erde. Diese ist von niedergedrückten Rapsstängeln bedeckt. Ihr linkes Ohr ist eine gestrandete Muschel inmitten von braunen Haarsträhnen. Es widmet sich dem Insektensummen. Dieses versucht zwischen gemütlichen Brummen und drohenden Dröhnen den richtigen Ton zu treffen. Es klingt wie ein Gong, der vor langer Zeit angeschlagen worden ist und nun verschwommen in ihrem Kopf widerhallt.

Sie fühlt sich träge wie eine beutesatte Echse in der Mittagshitze. Wohlig kringelt sich ihr Körper zusammen. Er will gerade schläfrig werden, als sie Gelächter und übermütige Rufe aus ihrem Dösen heraus zerren.

Etwas unwillig steht sie auf. Ihre Lider flattern einen Moment lang; sie scheinen in die Juniluft davon fliegen zu wollen.

Benommen folgt sie der Spur aus niedergetrampelten Rapspflanzen, die sich vor ihr hinschlängelt. Abgebrochene und geknickte Stiele pieksen sie in die Fusssohlen. Ihre Füsse haben einen Winter lang in dunklen Schuhen ausgeharrt. Wie verstörte Tiefseetiere müssen sie sich nun mit der Heligkeit des Sommers auseinander setzen.

Als ihre Füsse den sonnenerwärmten Asphalt erreichen, zucken sie um eine Schrittlänge versetzt zusammen. Von aussen gesehen muss es wie ein Zögern wirken. Der linke Fuss folgt schliesslich der feuchtkühlen Grasnarbe, der Rechte dem sonnenerwärmten und rauhen Strassenbelag.

Marlene streckt ihren Arm locker seitlich aus. Ihre Handfläche surft in langgezogenen Wellen über die zarthäutigen Rapsblüten. Sonnenstrahlen saugen ihr Gesicht vorwärts. Sie wundert sich über den orangen Farbton, der durch ihre geschlossenen Augenlider dringt.

Sie kennt den Weg ohne hinzusehen: nach dem Summfeld, kommt ein langhaariges Roggenfeld. Dieses summt nicht, sondern rauscht verhalten, wenn ein sanfter Windstoss darüber hinwegstreicht. Es beherbergt Orte des Rascheln von kleinen Tieren, vielleicht Mäusen oder Blindschleichen.

Einen Moment später trifft Marlene auf den glucksenden Bach. Von jetzt an ist es einfach zu erreichen: mit wenigen Schritten über die bonbongrossen Kiesel durchs kühle Wasser balancieren und danach den Bach entlang den Hang hinunter gehen.

Dann weiter bis sie den grossen Stapel mit frisch geschnittenen Holz erreicht. Hier muss Marlene anhalten. Ihre gierige Nase lässt sich nicht vom genüsslichen Riechen abhalten. Wäre nicht das Lachen ihrer Freunde gewesen, welches gelegentlich von überlauten Zwischenrufen unterbrochen wird, hätte sich ihre Nase kaum vom Weggehen überzeugen lassen.

Sobald ihre Fussspitzen die äusserste Kante der Picknickdecke berühren, lässt sie sich der Länge nach auf den Bauch

plumpsen. Die Spitzen ihrer Ellbogen bohren sich in den Boden, in den Händen den Kopf aufgestützt. Mit angewinkelten Knien baumeln Beine und Füße wie zwei Käferantennen seitlich hinunter.

Marlenes Gedanken lassen sich vom wirren Geplapper und Gelächter der anderen auf und abwogen. Ab und zu wirft sie selbst in Witze verschnürte Wortbündel hinein und freut sich über deren laut prustendes Echo. Es erinnert sie an die Aufregung im Schwimmbecken der Seehunde, wenn der Zoowärter ihnen mit lässigen Handbewegungen kleine tote Heringe zuwirft.

Schnecken bei dieser Hitze?, wundert sie sich als sie einen muskulösen schlanken Körper über ihren gebogenen Nacken kriechen fühlt. Oder eher eine Schneckenkaravane? Die feuchte Linie, die sich nun bis zum Haaransatz hinzieht und ihren Körper in Gänsehaut einhüllt, ist deutlich zu spüren.

Blitzschnell dreht sie sich auf den Rücken und packt mit beiden Händen entschlossen das Lederband mit dem Hundekopf dazwischen. Daraus hängt eine begeistert hechelnde Zunge, die als lebendiger Scheibenwischer über ihre Stirn schlabbert. Hundeaugen hypnotisieren hoffnungsvoll und sehnsüchtig die bruzelnden Würstchen auf dem Grill. Wir werden teilen!, flüstert Marlene in die tanzenden Hundeohren. Nur mein Versteck im Rapsfeld teile ich mit niemanden!

Seinerzeit

von Martin Bertschinger

Gleich zu Beginn der Schulferien fuhren wir in den Schwarzwald. Seit Jahren schon. Nach der letzten Schulstunde rannten wir nach Hause, stellten unsere Schulmappen in die Ecke. Endlich. Diesmal für immer. Mutter hat unsere Reisekoffer schon gepackt. Zwei, drei belegte Brote, mit Eiern, Gurke und schön viel Butter waren auch dabei.

Vater kurbelte die Scheiben runter und wir fuhren mit unserem hellblauen Ford Taunus in die Nacht hinein. Die Wärme des Tages hockte im Auto und wir klebten mit den Rücken an den Sitzlehnen fest. Mutter blieb zu Hause. Meist schliefen wir schon vor der Schweizer Grenze aneinander gelehnt ein.

Tante Gundel stand auf der Steintreppe vor dem Bauernhof. Das gelbe Licht der Scheunenlampe schlug einen Kreis ins Dunkel. Vater ging mit Onkel Vinz auf ein Bier und eine Zigarette in die Küche, während die Tante uns drückte und küsste und uns durchs Haar wuselte. Wir trugen die Koffer in die Dachkammer. Kreuz an der Wand, zwei Betten mit weissen Leinen, ein Büchergestell, ein Holztisch, in einer Vase getrocknete Blumen. Drunten in der Stube, gaben wir Gundel die Geschenke von unserer Mutter, ihrer Schwester und assen noch zwei Stück Kuchen, der noch warm war. Die Resi und die Bine, ihre beiden Töchter waren schon im Bett. Vater gab uns zum Abschied die Hand. Fuhr zurück. Das silberne Geläut der Kirchenglocken trug uns in den Schlaf.

Die Blicke scheu am nächsten Morgen, das Abtasten mit Worten und Gesten und der Stille dazwischen. Nach dem Frühstück mit den Badesachen zu viert zum Weiher radeln. Die Himmel standen hoch. Auf den grauen ausgewaschenen Holzplanken liegen, mit dem Kopf voran ins braune Wasser tauchen, die Kälte an den Füßen spüren und das wohlige Grauen des aufgewühlten Schlammes. Blicke aus den Augenwinkeln, blau und hell, als wären Teile des Himmels zersprungen. Zitternd und nass sich gegenseitig mit dem Waffeltuch abtrocknen. Flüchtige, heftige Berührungen, das Klopfen des Herzens, nicht nur der Kälte wegen. Gegen Abend kam Tante Gundel, brachte das Abendbrot mit; Suppe aus dem Milchkessel, Griesspudding, kalten Tee mit viel Zucker, Brot mit Speckscheiben. Die Nacht als dunkles, blaues Tuch über der Landschaft, seiden, die Luft stockte und ab und an sprang einer ins Wasser. Schwarz wie Tinte. Onkel Vinz kam auch noch, direkt von der Arbeit, sass da, rauchte und erzählte von früher und wie er den Franz verprügelte, die Gundel das erste Mal küsste und von all den toten Seelen, die in den Hügeln und den Wäldern ihren Geschichten nachgingen. Sassen da Rücken an Rücken, die Nackenhaare fein, die Beine umschlungen und der Rücken feuerte schon vom ersten Sonnenbrand. Die Nacht trug eine Krone, war Prinz und König. Ein Motorrad zerriss die Stille.

Im Bett, sonnentrunken, flogen die Schmetterlinge der Sehnsucht in den Traum.

Die Stimme, als ob Kieselsteine über Papier rollten, den Blick in den blinden Spiegel und immer wieder das Haar kämmen und aus der Stirne streichen. Weder Kind, noch Mann. Und wenn er schreiben tät, wär's golden und rot. Tat

er aber nicht. Allein die Nähe. Als trügen die nicht gesprochenen Worte die Welt. Mutig und zerbrechlich.

Gingen aufs Feld um Vinz zur Hand zu gehen. Fuhren mit den Rädern durch die Hügel, den Horizonten nach. Sassen unter den Apfelbäumen im Garten, spielten Karten, trieben die Kühe in den Stall, suchten nach Erdbeeren im Wald und strichen der Katze übers Fell.

Mit den Nachbarsjungen ein Fussballspiel auf dem stoppeligen Feld, zwei Pullover die Torstangen. Die Blicke im Rücken und die Blicke zurück. Standen im Flutlicht, mit all den geschlagenen Pässen, den erzielten Toren und den verpassten Chancen. Spielten bis Himmel und Erde sich auf ein Unentschieden in der Dämmerung einigten.

Die Dachkammer, wie ein lichttrunkenes Schiff, schlingend die Nacht durchpflügend. Die offenen Fenster, der Geruch des Tages in der Luft, immer wieder das Schlagen der Kirchenglocken bis in den Morgen hinein.

Im Schutz des grossen Scheunendachs in den Regen hineinschauen. Regennasse Erde, es roch nach frisch gemähtem Heu. Sassen da auf dem Holzwagen. Die Zukunft hatte keinen Namen, die Vergangenheit auch nicht. Nach den Ferien ging es nicht mehr zur Schule. Das letzte Mal so lange hier. Die Bine sass daneben. Zählte die Tage.

Vater stand schon da, trug die gepackten Koffern in den Ford. Man gab sich die Hände. Etwas zu lange und ungelenkt. Ein kleiner Kuss auf die Wange, das Spüren der Haare am Hals. Die Welt stand still, einen Moment bloss.

Vor der Schweizer Grenze schliefen wir wieder ein.

Spanien anno 2006

von Marianne Ritter

Es war an einem gottvergessenen Bahnhof in Spanien. Wir waren in den falschen Zug gehechtet in Barcelona, und dann auch noch am falschen Ort ausgestiegen. Nur, um Reservationsgebühren zu sparen, wir hätten auch einfach einen Intercity direkt nach Valencia nehmen können. Aber das Budget war knapp und ich nicht bereit, Annehmlichkeit etwas kosten zu lassen. 6 Stunden, hatte uns der Beamte am Schalter hämisch mitgeteilt, müssten wir nun in der brütenden Sonne auf den nächsten Zug warten. Um dann doch noch saftige Reservationsgebühren zu zahlen. Der kleine, untersetzte Mann rieb sich die Hände. Und spottete ganz unverblümt über bescheuerte junge Rucksacktouristen.

Natürlich war mein Freund etwas verärgert. Natürlich schimpfte er auf schweizerdeutsch über den Tubu hinter dem Tresen, der uns offen auslachte. Ich versuchte, ihn davon zu überzeugen, dass wir bestimmt ganz nah am Meer waren. „Komm, wir suchen den Strand! Wir haben 6 Stunden Zeit!“ Wir packten unser gesamtes Gepäck auf den Rücken (der spanische Scherzkeks am Schalter war natürlich nicht bereit, auf unser Gepäck aufzupassen) und zogen los. Ich ging mit flottem Schritt voran. „Aber nicht, dass wir diesen Zug dann auch wieder verpassen...“, das Grummeln meines Freundes erreichte mich trotzdem.

In den nächsten zwei Stunden änderte sich an der Gesamtsituation nicht viel. Ich marschierte – angesichts des Gewichtes meiner beiden Rucksäcke – in beachtlichem

Tempo voran, mein Freund weit weniger enthusiastisch und leise grummelnd hinterher. Es war heiss. Schatten gab es kaum, Bäume waren Mangelware. Die Strasse war breit, staubig und das Tempo der Autofahrer mutig. Fussgängerstreifen? Ich kicherte bei diesem absurden Gedanken leise in mich hinein. Nein, ich spielte meinem Freund nichts vor: Ich war überaus gut gelaunt. Dass wir erst spät in der Nacht an einem Wochenende und ohne Reservation in Valencia ein treffen würden, kümmerte mich herzlich wenig. Dass wir hier in einer gesichtslosen Ortschaft ohne Bäume und ohne Grün auf einer Autostrasse umherirrten, war mir auch ziemlich egal. Dass das Meer ganz offensichtlich überhaupt nicht in der Nähe lag, war für mich auch kein Argument. Ich war hier, in Spanien, mit dem Rucksack und dem Freund. Mein erster, mein einziger Freund. Ein bleicher, schüchterner Junge, der mich auf einem Eisfeld das erste Mal ungeschickt küssen wollte. Ich war damals empört. Es war unser zweites Date. Ich kannte ihn gerade mal drei Tage. „Ich kenn dich doch gar nicht!“ Zwei Wochen später hatten wir Sex.

Mein Freund. Ich kicherte weiter vor mich hin. Nie hätte ich gedacht, dass ich ihn tatsächlich zu einem dermassen aberwitzigen Trip überreden könnte. Drei Wochen Spanien und Portugal, alles mit dem gesamten Gepäck am Rücken, eine wilde Route im Kopf und ein Interrailticket im Portemonnaie. Ein Abenteuer. Mein Freund wirkte auf mich nicht gerade abenteuerlich. Aber er kam mit. Tatsächlich.

Irgendwann wurde mir der Gewaltmarsch trotzdem zu anstrengend. Die Landschaft hatte sich nicht einen Millimeter verändert. Immer noch waren wir irgendwo in einer menschenleeren Ortschaft mit gewaltig breiten Strassen,

halsbrecherischen Autofahrern, um uns weder Restaurants, Geschäfte noch sonst was, was einem Backpackerpärchen etwas Zerstreuung geboten hätte. Schliesslich fand ich dennoch eine Bäckerei. Wir waren wohl die ersten Touristen überhaupt, die sich je dahin verirrt hatten. Die Verkäuferin musterte uns fassungslos. Natürlich sprach sie kein Wort Englisch. Wie wir kein Wort spanisch sprachen. Mit Händen, Füßen und mit den Euros Winken brachten wir sie schliesslich dazu, uns zwei Brötchen zu verkaufen. Noch lange spürten wir ihr verblüfftes Starren im Rücken. Auf ein paar Quadratmeter Rasen (die einzige Grünfläche des gesamten Marschs) picknickten wir schliesslich unser hart verdientes Zmittag. Dann, grummelte mein Freund, sollten wir uns jetzt endlich wieder auf den Rückweg zum Bahnhof machen. Der Marsch war lang. Heiss. Anstrengend. Bot unzählige Varianten für einen handfesten Konflikt. Schliesslich erreichten wir Zunge bei Fuss den Bahnhof wieder. Der spanische Beamte hatte sein Schläfchen beendet und lachte bei unserem Anblick ein paar Minuten schallend. Wir ignorierten ihn, so gut wir konnten, und setzten uns auf den heissen Teer. Die Hügelzüge in der Ferne flirrten in der Hitze. Die Geleise tanzten wie Fata Morganas auf und ab. Weit, weit weg entdeckten wir riesige Windmühlen. Majestätisch drehten sich die Blätter langsam. Wind? Keine Spur. Ich habe keine Ahnung, warum die Mühlen bei dieser sengenden Hitze funktionierten. Kein Hauch weit und breit. Mein Freund stöpselte sich die Ohren zu. Er hatte einen dieser neuen MP3-Player auf die Reise mitgenommen. Wie aller neuen Technik stand ich dem Phänomen kritisch gegenüber. Wer braucht schon portable Musik, wenn er sich mit jeman-

dem unterhalten kann? Ich hatte nie auch nur einen Walkman besessen.

Mein Freund schloss die Augen. „Die sind echt gut. Du musst mal rein hören!“ Er stöpselte sich den Knopf wieder aus dem linken Ohr und hielt ihn mir hin. „Nein, ich krieg das Zeug nicht richtig in mein Ohr. Oder aber nicht mehr raus. Das ist nicht mein Ding...“ Er hielt mir den Stöpsel wortlos hin. Also gut. Ich robbte näher an ihn heran und ergriff das scheppernde Ding. Steckte es mit viel Theatralik in mein Ohr. Dann wurde ich still. „Beautiful, beautiful, beautiful...“ schallte es in mein Gehör. Ich hatte nie zuvor etwas annähernd Vergleichbares gehört. Niemals. „Das ist Coldplay“, klärte mich mein Freund ungefragt auf. Ich sprach länger nicht. So lange, wie wohl den ganzen Tag nicht. „Das ist... wunderschön.“, stammelte ich schliesslich. Dann war ich wieder still und lauschte den atmosphärischen Klängen. „We live in a beautiful world...“ Es war Magie. Ich schloss die Augen. Träumte mich fort, zu den fernen Hügeln. Zu den mächtigen Windmühlen. Zu der flirrenden Hitze am Himmel. Die Sonne schien mir ins Gesicht. Ich war high. Nie zuvor hatte ich Ähnliches gefühlt ohne bewusstseinsweiternde Substanzen. „Hope, that everything's not lost...“

Die nächsten Stunden verbrachte ich in einer Art Traumzustand. Sass dort, an den Geleisen auf dem heissen Bahnsteig. Irgendwann hatte mir mein Freund grossmütig auch noch den zweiten Stöpsel gegeben. Ich werde das Gefühl nie vergessen. Es war wie schweben, träumen, auf einem Regenbogen reiten zugleich.

Natürlich kam irgendwann der Zug. Stiegen wir irgendwann ein. Fuhren durch die Nacht nach Valencia. Fanden

dort in der 11. Herberge Platz, an deren Tür wir klopfen. Waren wir halb verhungert. Fanden wir gegen Mitternacht eine spottbillige Kneipe. Assen wir die besten Calamares unseres Lebens. Tranken Wein und liebten uns.

Dennoch, die Zeit auf diesem Bahnsteig, irgendwo am Arsch der Welt, mit den flirrenden Geleisen und den majestätischen Windmühlen, mit Musik im Ohr, die mein Herz berührte wie vorher und nachher nie wieder eine neue Band es tat, das war meine eigentliche Spanienreise.

Stillstehende Zeit

von Barbara Traber

An hellen Abenden, wenn die Frösche zu quaken beginnen, der Mond sich im Fluss spiegelt, der Sternenhimmel sich ausbreitet und eine wunderbare Ruhe im Dorf einzieht, vermisse ich meinen Geliebten. Die Fensterläden des mit wilden Reben überwachsenen Hauses, das ihm gehört, bleiben geschlossen, das Gras im Garten wird immer höher, niemand mäht es. Seine Tochter fahre lieber ans Meer, hat Pierre geschrieben, und sonst sei niemand in der Familie am Haus interessiert. „Ich möchte so gern bei dir sein, einige Tage nichts tun ausser kühlen Clessé trinken, unter den Bäumen liegen oder mich mit dir in einem Boot auf dem Fluss treiben lassen.“

Weshalb hat er nicht geschrieben: Liebste oder Geliebte? Ist der Ton seiner E-Mails ein bisschen kühler geworden, weniger leidenschaftlich als am Anfang? Vielleicht ist es meine Schuld, überlege ich, aber erstaunlicherweise tut es nicht weh. Nicht mehr weh. Vermutlich hat er längst eine andere kennen gelernt, eine schöne Sängerin zum Beispiel. In ganz Europa finden jetzt Musik-Festivals statt, an mehreren ist Pierre als Dirigent engagiert.

Ich kann ihm doch nicht nachreisen nach Cannes, Gstaad oder Bath, ich weiss, wie sehr er von wichtigen Leuten in Beschlag genommen wird. Voller Hingabe musizieren die jungen Violinistinnen und umschwärmen ihn: Maestro, Meister! Nein, er hat keine Zeit für eine Geliebte oder Freundin. Er ist nicht mehr der Jüngste, das Herumreisen

strengt ihn an, er hat Herzprobleme, hat aufgehört zu rauchen.

Habe ich mich in ihm getäuscht? Mir Illusionen gemacht über eine grosse, einmalige Liebe?

Statt auf ein Rendez-vous mit Pierre zu warten, gehe ich besser schwimmen. Der Wind scheint geradewegs aus der Wüste zu kommen. In einer Viertelstunde bin ich an der Saône, an einem kleinen Sandstrand unter hohen, Schatten spendenden Ahornbäumen. Kein Mensch weit und breit. Zwischen Seerosen und Algen wade ich in Ufernähe durch das angenehm warme Wasser, bis ich richtig hinausschwimmen kann. Die Strömung ist stark, das Wasser kühlt meine sonnenheisse Haut. Selten fährt ein Schiff vorbei und bereitet mir ein Wellenbad. Mein Ziel ist eine rote Boje nahe beim Ufer gegenüber, und ich erreiche es atemlos.

Ich hatte Pierre fast vergessen, als ich ihn eines Tages aus einem Taxi aussteigen sehe, direkt vor meinem Gartentor, mit einem Kofferchen in der Hand. Soll ich mich freuen oder über ihn wütend sein, weil er mich so lange allein gelassen hat?

„Pierre! Wo kommst du denn her?“, frage ich und kann die Freude in meiner Stimme nicht verbergen.

„Ich habe den TGV nach Mâcon genommen, die Hitze in Paris ist unerträglich“, erklärt er, stellt den für das Dorf zu eleganten Lederkoffer ab und umarmt mich stürmisch.

„Ah, wie ich dich vermisst habe!“

„Ich dich auch“, gebe ich zu. Wir lachen beide, lachen über Banalitäten, die wir austauschen, als wären wir ein junges Paar.

„Kommst du hinüber ins Café? Wir wollen auf meine Rückkehr anstossen, *ma petite*.“

Diesen Kosenamen mag ich nicht unbedingt, so klein bin ich doch nicht, sondern beinahe gleich gross wie er, aber er schaut mir zärtlich in die Augen, dass ich wehrlos werde und ihm folge. Nach dem zweiten Kir ist es um mich geschehen, und ich hänge an Pierres Lippen, als er von seinem letzten Konzert erzählt.

„Morgen machen wir einen Ausflug zu einem alten Freund von mir“, verspricht er später. „Ein Nachbar leiht mir sein Auto. Luc ist Töpfer, ein Künstler, der sich nach grossen Schwierigkeiten einen Lebenstraum erfüllt hat.“

Wir fahren über den Col des Chèvres, den Ziegenpass, und weiter über Land, kommen ab und zu an einem Dorf, einem Weiler vorbei.

„Bald muss irgendwo *POTERIE* angeschrieben sein“, meint Pierre. „Luc hat vor zwei Jahren eine alte Ziegelei aus dem 17. Jahrhundert mit sämtlichen Nebengebäuden gekauft. Später soll es dort Ausstellungen, Theaterabende, Konzerte geben. Geld hat er nie gehabt, er muss einen Sponsor gefunden haben. Er stellt nun Gebrauchskeramik her. Vor kurzem hat er auch ein kleines Restaurant eröffnet, das sein jüngerer Bruder führt.“

In der Nähe von Bresse-sur-Grosne entdecken wir den Wegweiser. Ein schmales Sträßchen führt weiter über Felder. Endlich taucht in der Ebene die Ziegelei mit einem Dachgerüst aus Baumstämmen auf. Ringsum hohe Bäume, Platanen und Linden, Magerwiesen, ein verwünschter Ort wie aus einem Märchen. Unter dem Dach eines turmähnlichen Nebengebäudes befindet sich ein luftiges Restaurant. Der

Boden besteht aus Kies, und es gibt nur drei Tische, blau angestrichen – in einem Blau, das ich später, außer Ocker, Olivgrün und Gelb, auf Lucs Keramik finde, auf Vasen, Töpfen und anderen Gefäßen, die draußen im Hof stehen.

An zwei Wänden des von Glyzinien umrankten Gebäudes sind auf Schwarzweißfotos die einzelnen Herstellungsschritte von Keramik dokumentiert. Das letzte Bild zeigt den Brennofen, und darunter steht der eigenartige Satz: *Et le potier ne se réveilla pas*. Bedeutet das, dass er nicht aus seinem Traum erwachte?

Pierre erkundigt sich beim Angestellten, der zwei Gästen Wein einschenkt, nach dem „Chef“. Luc werde gleich kommen, erklärt er freundlich. Wir bestellen vorerst ein Glas Weisswein und entspannen uns.

Vogelgezwitscher, Insektengebrumm, Malven in satten Rottönen, Rosenbüsche, Lindenblütenduft. An der Wand über der Bar hängt eine alte Uhr mit einem Holzzifferblatt. Erst meine ich, die Uhr stehe still, aber nach etwa einer Viertelstunde stimmt die Uhrzeit auf einmal – und eine Stunde später nicht mehr. Wenn man Glück hat, erlebt man hier das Stillstehen der Zeit, wenn die alte Uhr mit der wirklichen Zeit für einen Moment übereinstimmt.

„Möchten Sie etwas essen?“, erkundigt sich der distinguierte Herr, der uns bedient. Ihn mit Kellner zu betiteln wäre falsch. Er empfiehlt eine *Assiette bourguignonne* mit Schinken und Wurst oder eine *Assiette Auvergnette* mit selbst gemachter Terrine. Wir bestellen je einen Teller, damit wir beides versuchen können. Dazu eine Karaffe vom kühlen Rotwein der Hausmarke.

Selten habe ich etwas so Köstliches gegessen. Die Terrine mit Pflaumen in der Mitte ist ein Gedicht. Auch Pierre lobt die dicken Scheiben Rohschinken, die verschiedenen Würste, *onctueux mais pas gras*. Dazu gibt es eine kalte Ratatouille, Salat, frisch aus dem Garten, Cornichons und Butter, direkt vom Bauern, und Scheiben eines dunklen Landbrottes.

Eine Idylle, dieser wunderbare Ort. Alles kommt mir vor wie in einem Roman oder einem alten französischen Film. Oder träume ich nur?

Einige Schlucke Rotwein – und ich hebe vom Boden ab, scheine zu schweben, sitze da und staune wie ein Kind, fühle mich wie eine Prinzessin an der Seite ihres Märchenprinzen. Pierre mir gegenüber mit seinem fast weissen Haar, sonnengebräunt im Gesicht, mit Lachfältchen um die Augen, gutgelaunt, sprühend vor Lebensfreude.

Diesen Moment des Glücks möchte ich für immer festhalten und ihn später wie ein Foto hervorholen und mich daran freuen können.

„Dessert?“ Lucs Bruder räumt die leeren Teller ab, die mit jedem Bissen, der im Mund verschwunden ist, schöner geworden sind, jeder ein Einzelstück. Ich habe mehr als genug gegessen, aber auf der Schiefertafel, die als Menükarte dient, lese ich: Ziegenkäse, Johannisbeerkuchen, Vanilleeis mit *confiture du vieux garçon*. Ich kann Pierres Bruder nicht enttäuschen, der meinen Blick richtig interpretiert und erklärt, die Konfitüre sei hausgemacht, nach einem Rezept seiner Grossmutter.

Das Eis schmilzt langsam auf der Zunge, und ich schliesse die Augen halb, um den Geschmack von Vanille und in Rum

eingelegten Früchten besser wirken zu lassen. Pierre schaut mir lächelnd zu, dann legt er seine Hand zärtlich auf meinen nackten Arm.

„*Je t'aime*“, sagt er leise.

„Ich dich auch“, erwidere ich fast tonlos, meine Kehle ist wie zugeschnürt. Ich spüre Pierres Haut, die Wärme ausstrahlt, und fühle mich zurückversetzt in die gemeinsam verbrachte Nacht ...

Da kommt jemand an unseren Tisch, ein grosser, schlanker Mann um die Sechzig, schwarzhaarig und schwarz gekleidet wie ein Existentialist. Luc! Die Freunde umarmen sich.

„Und? Gefällt es euch?“, fragt Luc nur.

„Es ist einzigartig“, lobt Pierre, „du hast dir einen alten Traum erfüllt.“

„Höchste Zeit! Ich habe kaum mehr daran geglaubt. Jetzt arbeite ich wieder gern, habe sogar einen Sponsor gefunden. Der Verkauf der Keramik stagniert, aber die Leute kommen gern hierher essen. So finde ich eine neue Kundschaft. Alles braucht seine Zeit. Diesmal werde ich es schaffen. Wollt ihr die andern Räume sehen?“

„Wir wollen dich nicht aufhalten. Das Essen war ein Fest, und dein Bruder versteht viel von Wein“, sagt Pierre.

„Ja, ich bin froh, dass er mithilft. Auch er hat eine neue Aufgabe gefunden. Und wie läuft's mit dem Komponieren?“

„Schwierig, sehr schwierig mit moderner Musik. Als Dirigent bin ich gefragt, aber das ständige Herumreisen laugt mich aus.“

„Das Haus am Fluss hast du behalten?“

„Ja, natürlich. Leider steht es meist leer und verlottert. Ich will es auf keinen Fall verkaufen, nur dort kann ich in Ruhe arbeiten.“

Nach der Besichtigung der Ziegelei lasse ich die Männer eine Weile allein und kaufe unterdessen zwei blaue Tassen und einen Krug.

Über einsame Wege, an weiten Feldern mit Weizen, Sonnenblumen und Mais, an Charolais-Kühen und Schafen vorbei, fahren wir gemächlich in unser Dorf zurück, beide in Gedanken versunken.

Immer möchte ich so unterwegs sein, denke ich, möchte mit Pierre bis ans Ende der Welt reisen. Doch ich weiss nur zu gut, was für ein kindischer Wunsch das ist, unerfüllbar. Ich muss dankbar sein für diesen einen Tag, will jede Minute der Fahrt geniessen, unendlich in die Länge ziehen.

Sylvia im Liebeshoch

von Markus Jerg

WETTERLAGE VOM 2. JULI

Bewölkt mit einzelnen Regenschauern.

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Mama meint, ich solle mich freuen, dass ich mit ihr und Papa an die Riviera fahren darf. Aber ich freue mich nicht. Ich bin doch kein Baby, das mit seinen Eltern die Ferien verbringt. Dabei hätte ich mit meinen Freundinnen Carola und Vivien ins Tessin zelten gehen können. Das wär der totale Hit gewesen. Nur wir drei Girls, ganz ohne Eltern! Und was bleibt mir nun: Frust, Frust und nochmals Frust!

WETTERLAGE VOM 10. JULI

Gewittrige Regenschauer

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Ich hasse sie. Ja, ich hasse meine Eltern. Ich habe gebettelt, ich habe gefleht, ich habe geschrien und ich habe geweint. Alles umsonst! Papa hat keine Miene verzogen und Mama hat immer nur gelächelt und mir erzählt, wie fantastisch die Ferien an der Riviera werden würden. Ich bin jetzt fünfzehn und alt genug, um selber zu wissen, was für mich super ist. Und Ferien mit den Eltern gehören bestimmt nicht dazu. Ich habe wütend ein paar Klamotten in meine Reisetasche geschmissen. Wozu soll ich mir die Mühe machen? Ich bin sowieso zwei unendlich lange Wochen an meine Eltern gekettet.

WETTERLAGE VOM 12. JULI

Wolkenmeer mit vereinzelt Sonnenstrahlen

SYLVIAS TAGEBUCHEINTRAG

Die Fahrt war öde und langweilig. Mama wollte die Stimmung mit ein paar Liedern aufheitern. Papa hat alte Witze erzählt. Haben die noch nicht kapiert, dass ich erwachsen bin? Immerhin ist das Hotel nicht schlecht und besitzt sogar einen eigenen Strand. Aber das Beste ist, dass ich ein eigenes Zimmer habe. Mama wollte ein Dreibettzimmer. Doch irgendetwas ging bei der Buchung zu meinen Gunsten schief. Jetzt habe ich wenigstens zwischendurch Ruhe vor meinen Babysittern.

WETTERLAGE VOM 13. JULI

Die Sonne setzt sich gegen die Wolken durch.

SYLVIAS TAGEBUCHEINTRAG

Heute war ich am Strand. Es gelang mir einen Liegestuhl weit weg von meinen Eltern zu ergattern. Dabei lernte ich Simone und Linda kennen. Sie sind Schwestern und kommen aus Deutschland. Auch sie sind mit den Eltern hier und haben denselben Stress wie ich. Das verbindet. Wir hatten es ziemlich lustig. Nur Papa nervte, als er mich vor meinen neuen Freundinnen „seinen kleinen Sonnenschein“ nannte. Warum müssen Väter so uncool sein?

WETTERLAGE VOM 14. JULI

Sonnenschein bis spät am Abend

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Wir drei Girls eroberten heute Abend die Hoteldisko. Der erste Angriff misslang zwar. Denn der blöde Barkeeper wollte uns keine Alkopops verkaufen. Wir seien zu jung, sagte er in gebrochenem Deutsch. Der soll doch zuerst einmal korrekt deutsch sprechen. Aber dann tauchte wie aus dem Nichts Lorenzo auf. Seine blauen Augen, sein blondes Haar und erst sein Body – einfach grandios! Kein Mister Schweiz Kandidat könnte dem österreichischen Schnüggel das Wasser reichen. Nachdem er sich kurz im Club umgeschaut hatte, setzte er sich frech in unsere Sitzecke und begrüßte uns wie alte Bekannte. Wir kicherten verlegen. Mann, waren wir peinlich! Aber Lolo, wie er sich selber lieber nennt, schien das nicht zu bemerken. Er fragte uns, ob wir auch am Verdursten seien, und auf unser Nicken orderte er beim Barkeeper vier Alkopops. Es geschah tatsächlich noch Wunder, denn er kehrte mit dem Bestellten an den Tisch zurück. Bis Mitternacht quatschten wir. Dann mussten wir Mädels zur Zimmerinspektion unserer Eltern und Lolo blieb allein zurück. Sicher hat ihn nun das spanische Girl vom Nebentisch um den Finger gewickelt, denn sie hatte ihn schon den ganzen Abend angehimmelt. Auch Simone und Linda finden Lolo toll. Aber ich finde ihn himmlisch. Ich glaube, ich bin verliebt.

WETTERLAGE VOM 15. JULI

Tagsüber schwül, abends heiss

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Er mag mich. Das hat mir Lolo heute Abend ins Ohr geflüstert, nachdem die beiden Deutschen endlich zu ihren Eltern verschwunden waren. Den ganzen Tag klebten sie wie Quallen an Lolo und redeten unaufhörlich auf ihn ein. Ich hatte keine Chance, auch nur ein einziges Wort mit ihm zu wechseln. Wir drei Mädels hatten es uns gerade am Strand gemütlich gemacht, als unser Märchenprinz auftauchte. Ich winkte ihm zu und meine so genannten Freundinnen boten ihm den Liegestuhl zwischen ihnen an. Ich fühlte mich wie ein defektes viertes Rad am Wagen. Wie Parasiten hingen meine ehemaligen Freundinnen an ihm. Sprang Lolo in die warmen Fluten, so eilten sie ihm kreischend nach. Setzte er sich in den Schatten der Poolbar und bestellte sich ein Bier, so hockten die beiden Hyänen rechts und links von ihm. Der Tag wurde fast zur Hölle für mich. Der einzige Trost war das Lächeln, das mir Lolo immer wieder schenkte, oder wenn er mir mit den Augen zuzwinkerte. Diese Kleinigkeiten retteten mich. Und schliesslich kam das unerwartete Geständnis am Ende des Tages. Ich glaube, mein Herz hörte auf zu schlagen. Ich muss ihn saublöd angestarrt haben, als er mir seine Liebe gestand. Ihm war das egal, denn er küsste mich auf den Mund. Das war der Moment, wo mein Herz explodierte.

WETTERLAGE VOM 20. JULI

Sonne pur

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Die Zeit vergeht wie im Fluge. Ich weiss, meine Tagebucheinträge kommen zu kurz. Aber das ist mir egal. Den

Tag verbringe ich mit Lolo am Strand, lasse ihn mit seinen kräftigen Händen meinen Rücken mit Sonnenöl einreiben, genieße das leckerere Eis, das er mir spendiert, und lache über seine Witze. Am Abend sind wir in der Disko oder verschwinden im Hotelgarten. Die zwei Deutschen schmollen. Seit sie Lolo und mich beim Schmusen überraschten, sind wir Luft für sie. Auch gut, denn mir genügt die alleinige Anwesenheit von meinem Herzbuben. Nur die fette Spanierin schleicht immer noch wie eine hungrige Katze um Lolo. Sie scheint nicht begriffen zu haben, dass Lolo mir allein gehört. Wir sind jetzt schon seit sechs Tagen zusammen. Die schönste Zeit meines ganzen Lebens! Nur Mama stört. Sie ist ständig in der Nähe. Ganz zufällig, wie sie jedes Mal beteuert. Aber ich glaube, sie beobachtet uns. Sie hat wohl Angst, Lolo könne mir etwas Schändliches antun. Er ist doch schon achtzehn. Aber Lolo ist einfach nur süß und lieb. Er bedrängt mich nicht. Der Abend endet immer mit einem innigen Kuss vor meiner Hotelzimmertür. Und kaum habe ich die Türe hinter mir geschlossen, klopft bereits mein Vater, weil er mir noch unbedingt etwas sagen muss. Dabei will er nur kontrollieren, ob ich auch allein im Zimmer bin. Eltern! Man kann sie sich nicht aussuchen.

WETTERLAGE VOM 21. JULI

Die Sonne nimmt sich eine Auszeit.

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Verfluchter Mist! Meine Eltern befahlen mir, sie bei einem langweiligen Ausflug auf einem alten Fischkutter zu begleiten. Sie hätten auch ein Anrecht auf mich, meinten sie

und zerstörten dabei mein ganzes Liebesglück. Denn als wir zum Abendessen endlich wieder im Hotel zurück waren, überraschte ich Lolo, wie er im Garten die spanische Gans küsste. Ich weiss nicht mehr, was ich ihnen zuschrie. Ich weiss nur noch, dass ich weinend in mein Zimmer lief. Mama tröstete mich, Papa sagte, er werde dem Lump die Leviten lesen. Trotzdem verlangten sie von mir, sie zum Abendessen in die Hotelhalle zu begleiten. Simone und Linda haben mich während dem Dinner hämisch angegrinst. Lolo starrte schweigend auf seinen Teller, während ich mit meinen Tränen kämpfte. Ich will nach Hause.

WETTERLAGE VOM 22. JULI

Hitzerekord

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Alles ist wieder gut. Lolo hat sich bei mir entschuldigt. Er weiss auch nicht, was in ihn gefahren ist. Es tut ihm alles schrecklich leid. Von der Spanierin ist nichts mehr zu sehen. Hoffentlich ist sie abgereist. Zuerst habe ich Lolo die kalte Schulter gezeigt. Für mindestens zehn Minuten! Dann lag ich wieder in seinen muskulösen Armen. Sich zu versöhnen ist so schön. Ich werde Lolo nie mehr verlassen. Er ist der Mann meiner Träume. Ich liebe ihn so sehr, dass es schon beinahe weh tut.

WETTERLAGE VOM 24. JULI

Wolken-Sonne-Mix und Tropennacht

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Ich will nicht nach Hause. Warum können wir nicht eine Woche länger hier bleiben? Lolos Eltern bleiben auch drei Wochen. Aber nein, mein Vater will seine Ferien nicht verlängern und muss am Montag wieder arbeiten. Mein Herz blutet. Den ganzen Tag habe ich versucht, die trüben Gedanken zu verdrängen und mich nur auf Lolo zu konzentrieren. Wir haben nochmals das Bad im Meer genossen und am Strand gekuschelt. In der Hoteldisko haben wir zu italienischen Balladen eng getanzt. Ich spürte dabei Lolos Herzschlag. Am liebsten hätte ich ihn nie mehr los gelassen. Aber irgendwann sind in der Disko die Lichter ausgegangen und Lolo brachte mich zum letzten Mal auf mein Zimmer. In dieser Nacht ist er bei mir geblieben.

WETTERLAGE VOM 25. JULI

Regenschauer

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Gegen Morgen hat Lolo mein Zimmer verlassen, mir einen dicken Kuss auf die Wange gedrückt und versprochen, mir bald zu schreiben. Als wir in aller Frühe das Hotel verliessen, habe ich nach Lolo Ausschau gehalten. Umsonst! Ich habe auf der ganzen Heimfahrt nur geweint. Mama redete mir gut zu und Papa fand, dass ich bald einen andern Jungen kennen lernen würde. Aber ich will keinen andern. Ich will nur Lolo. Ein paarmal wäre ich beinahe aus dem Auto gesprungen, aber mein Selbsterhaltungstrieb hielt mich zurück. Ich fühle mich so hilflos, so allein, so unendlich traurig. Wann werde ich wieder lachen können?

WETTERLAGE VOM 30. JULI

Die Sonne kehrt zurück, zumindest für den Augenblick

SYLVIAS TAGEBUCH-EINTRAG

Wie ist das Leben schön! Heute Morgen kam eine Karte von Lolo. Er denkt immer an mich. Er vermisst mich. Er will mich im Herbst unbedingt in der Schweiz besuchen. Ich bin überglücklich. Ich muss seine Karte unbedingt Carola und Vivien zeigen. Die werden staunen. Oh, nun hat eine Träne meine Schrift verschmiert. Macht nichts! Es ist ja eine Freudenträne.

Wann kommt es?

Von Rita Roedel

Sechs Uhr abends, das Bachbett immer noch eine Steinwüste, nicht das geringste Rinnsal staut sich an der Mauer, die mein Enkel aus Bachgeröll geschichtet hat. Auch kein Steinbock! Mit Jagdfreunden hatte mein Grossvater ihretwegen Brocken und Schroppen der Gletschermoräne zu einem steinernen Unterstand aufeinander gewuchtet. Zimmermannsbalken und rohe Bretter für den Innenausbau auf Esel- und Männerrücken auf 2750 m hoch geschleppt. Eine vergilbte Fotografie zeigt einen riesigen Balken, daran angegurtet mein Grossvater, gebeugt einen Bergpfad entlang balancieren.

An den Arvenwänden unserer Steinhütte finden weiterhin Jagdszenen statt, lebendig gemalt und gut getroffen: über dem Tisch röhrt ein Hirsch, an der Pritschenrückwand setzen Gämsen und Rehe zum Sprung über rankende Veltliner Reben an, hinauf zum Kopfende, auf der Flucht vor dem Jäger am Fussende des Bettes. Wie oft habe ich als Kind zusammengerollt die Nächte durchwacht, den Blick auf den Jägerfinger am Flintenabzug gerichtet. Auf dem Felsvorsprung direkt über dem Jäger steht majestätisch der Steinbock, der Angst entrückt, über ihm schwebt in einem goldenen Strahlenkranz Gottes Antlitz. Es trägt die Züge meines Grossvaters, der dem Jäger mit schwarzen Buchstaben ins Gewissen redet: „Was verfolgst du meine Herde, Platz für alle hat die Erde“. Nächtelang sinnierte ich den göttlichen Grossvaterworten nach. In seiner Wohnstube,

unten im Tal, ragten glasäugige Köpfe aus den Wänden: Gämsen, Rehe, Hirsche, auch ein Steinbock! Hinter der Wand, im angrenzenden Zimmer, fehlten ihre Leiber.

Halb sieben. Mein Enkel wird ungeduldig.

Wann kommt das Wasser?

Ich weiss nicht! Wir müssen warten.

Warum?

Weil es einen langen Weg hat. Der Muragl-Gletscher ist kürzer geworden.

Und wann kommen die Steinböcke?

Wenn das Wasser kommt.

Achtunddreissig Steinböcke waren es im Hitze-August 2003. Die Zunge des Muragl-Gletschers tropfte sich kürzer und kürzer, schrumpfte zwischen die Berggipfel zurück. Nachts lagen wir schlaflos auf den Pritschen in der Hütte und horchten auf das Grollen drüben in der rückwärtigen Flanke des Piz Languard.

Das Wasser war bereits um drei Uhr gekommen. Und mit ihm die Steinböcke.

Es war, als würden die Bündner Steine nicht aufhören ihre Wappentiere zu gebären. Ein Tier nach dem anderen entstieg der Seitenmoräne. Erst stiessen die gewaltigen Hornbogen hervor, dann drängten die Köpfe nach, die dicken Hälse, die vierschrötigen Leiber, und endlich standen sie auf ihren stämmigen Beinen da. Erhoben ihre Häupter, reckten das Kinn vor, wandten ihr Gehörn nach allen Seiten, äugten auch zu uns herüber, lange, ruhig, nachdenklich, wie es schien. Dann setzte sich die Karawane in Bewegung, Tritt für Tritt, mit eingeknickten Beinen den Moränenwall hinunter, trittsicher, kein Stein, der weggerutschte, kein Laut im

Geröll. Hinab in die Senke zwischen den beiden Moränenwällen, an den Gletscherbach, und tauchten ihre Mäuler ins frische Fliessen, Sprudeln, Gurgeln.

Sieben Uhr, und immer noch nichts.

Und wenn das Wasser zu spät kommt?

Zu spät?

Für die Steinböcke. Im Dunkeln könnten sie abstürzen.

Hier oben bleibt es im August lange hell.

Wie lange?

Bis zehn Uhr ungefähr. Komm wir gehen dem Wasser entgegen.

Dem ausgetrockneten Bachlauf entlang, durch das verlassene Gletscherbett höher und höher hinauf, Sand, Kiesel, Steine, grau, rostbraun, Schneefelder, Flechten, Gletscherhahnenfuss, Stille, Einsamkeit, hin und wieder ein Grollen drüben am Berghang, Grossvaters Jagdhütte nicht mehr zu sehen.

Mein Enkel schiebt seine Hand in die meine.

Und wenn wir es nicht finden?

Wir werden es finden.

Bist du sicher?

Ja.

Warum?

Weil es den Muragl-Gletscher noch gibt.

Und die Steinböcke?

Auch.

Da! Ein Faden, fingerdünn, ein glitzerndes, quecksilbriges Wasserschlänglein, sein Zünglein zittert, vibriert, lechzt, leckt, sucht den Weg zwischen Sandkörnern, an Kieselsteinen vorbei, unter den Blättern eines Gletscherhahnenfusses

durch, teilt sich an einer Steinkante, zerfasert, wo das Gefälle geringer wird, versickert zu einem dunkeln Flecken im hellen Sand. Da! Ein neues Zünglein tastet weiter, erspürt die Neigung, zehn Zentimeter in der Minute, in einer Stunde sechzig Meter, zwei Stunden bis zur Staumauer meines Enkels. Wir räumen dem Wasserschlänglein die Kieselsteine aus dem Weg, heben die Blattfüsse der Gletscherblumen, ebnen mit dem Handballen Sandhäufchen, ziehen mit dem Finger eine Rille, nicht zu tief, sonst rollt sich das Silberschlänglein zur Pfütze ein und versickert. Es folgt neugierig, gleitet glitzernd unsere Rinne entlang.

Wann sind zwei Stunden?

Wenn es dunkel wird.

Müssen die Steinböcke jetzt verdursten?

Nein, sie sind näher zum Gletscher hinaufgestiegen.

Wir sehen sie nicht?

Heute nicht.

Morgen?

Vielleicht. Dein Urgrossvater wird sie sehen.

Aber nicht mehr schiessen.

Zimmerstunde

von Hans Kissenpfennig

Roland ist Angler. Die Sonne steht hoch, er weiss, dass dann die Fische wenig aktiv sind. Der Wildbach hat beim letzten Hochwasser feinen Sand herangeschwemmt. Im Schatten eines Busches hat sich Roland mit blossen Händen eine weiche Mulde freigebuddelt. Hier legt er sich hinein und gönnt sich eine Rastzeit. Die Forellen haben sich in die grünen Tiefen des Baches zurückgezogen, der entlang dem gegenüber liegenden Steilufer ruhig durch die ausgebaggerte, schmale Rinne zieht.

Mit zugekniffenen Augen verfolgt er die sich ständig wandelnden Fantasiegebilde der gigantischen Wolkenzenerie. Wolkenfetzen jagen über den Horizont. Ein schwarzes Gebilde, riesig gross bis zum Horizont, lässt sich von der Hand des Windes kneten, verwerfen und neu gestalten. Das aggressive Sonnenlicht schliesst gewaltsam seine Lider. Er sitzt auf und tastet geblendet in seiner Fischerjacke nach der Sonnenbrille. Schliesslich findet er sie in einer der zahllosen Innen-, Seiten- oder Aussentaschen. Gefiltert vom grellen Licht taucht die Steinlandschaft in ein angenehmes Grün. Die sengenden Strahlen heizen die Bollersteine auf.

Kinderlachen klingt aus dem oberen Tal. Farbtupfer schimmern durch die Zweige. Drei Schlauchboote, besetzt von einem Dutzend Kindern, kommen die Schnellen herunter. Die drei erwachsenen Begleiterinnen und Begleiter fordern die Kinder auf, im ruhigen Rückwasser des Wildbaches anzulegen. Sie steigen aus und ziehen die Boote an

einem Seil über die trockenen Kiesel. „Hier machen wir Picknick“, hört Roland die Leiter instruieren.

Die Kinder befreien sich von ihren farbigen Helmen und ziehen die knalligen Schwimmwesten aus. „Nicht herumliegen lassen“, ruft die Leiterin, „alles hier deponieren“. Sie zeigt in Richtung des Anglers. Wie sie Roland entdeckt, kommt die junge Frau näher. Ihr blondes Haar ist straff nach hinten gezogen und zu einem Knoten gebunden. Sie zeigt auf die Stiefel des Anglers und fragt: „Stören wir, fischen Sie wegen uns nicht?“, fragt sie respektvoll. Sie sieht Roland fragend an, hält den Kopf seitlich. Roland lacht, „keine Sorge, machen Sie ruhig ihr Picknick. Jetzt läuft gar nichts in Sachen Angeln, denn die Forellen haben zur Zeit Zimmerstunde und lassen sich dabei nicht stören“. Das Mädchen zögert einen kurzen Moment, dann lacht sie gurgelnd, kann sich vom Scherz nicht erholen. Sie dreht sich zu den beiden Leiterkollegen und ruft mit ihrer hellen Stimme: „hört zu, was der Fischer soeben sagte. Die Forellen haben jetzt Zimmerstunde, wir würden daher nicht stören“.

Zwei Buben nähern sich Roland. Leicht verlegen treten sie von einem Bein aufs andere. „Sie, dürfen wir am Wasser ein Aquarium für Ihre Fische bauen?“. Ohne zu zögern meint Roland: „Grossartige Idee, ja macht das, wenn ihr damit fertig seid, besorge ich die Bewohner für das Fischhaus“. Die Buben rufen in die Richtung der anderen, die weisses, dürres Schwemmholz zusammenlesen. „Ja, wir dürfen“.

Bald steigt zwischen dem in den Steinen angelegten Lagerfeuer weisser Rauch auf. Die Buben schnitzen die abgeschnittenen Weidenzweige zu kleinen Speeren, auf

denen die aufgeschnittenen Cervelats sich über der Feuer-
glut aufbäumen. Das Aquarium nimmt zügig Form an. Die
Buben haben ob der Anstrengung, die runden Steine als
Ringburg im Wasserlauf zu verankern, heisse Köpfe. Erst als
ein Arm des Bachs seinen Weg zwischen den Bollersteinen
gefunden hat, sind sie mit ihrer Arbeit zufrieden. Einer der
Jungen meint zu Roland: So, jetzt kommen Sie dran“.

Roland beobachtet das fröhliche Treiben. Sein Blick glei-
tet aufmerksam über die Wasseroberfläche. Da war doch
etwas. Im ruhigen Teil der Rinne, unmittelbar vor dem ver-
moderten Wurzelstock, der ins Wasser greift, hat sich etwas
bewegt. Roland setzt die Schirmmütze auf. Jetzt schon wie-
der! Es muss ein grosser Fisch sein, der dort Jagd auf
Insekten macht. Die Kinder sind bachaufwärts damit be-
schäftigt, Steinplastiken zu bauen. Die Steinmännchen oder
Steinfrauen erinnern Roland an eine Versammlung von Gar-
tenzwerge an ihrer Landsgemeinde.

Der Angler blickt fasziniert zum Jagdplatz des Fisches.
Behutsam schleicht Roland an die Wasserkante. Er bindet
einen winzig kleinen Angel, drapiert mit feinen Federn und
einem goldenen Draht an den Nylonfaden der Fliegenrute.
Wieder schnappt sich die Forelle ein Insekt, zeigt kaum
wahrnehmbar den Rücken und hinterlässt aber einen kräfti-
gen Kreis, der vom Lauf des Gewässer aufgelöst wird. Roland
holt sich Leine von der Rolle, flippt gekonnt den Fliegenkö-
der mehrere Male über seinen Kopf nach hinten, bis die
Distanz stimmt. Behutsam senkt er die Rute. Die Fliegenatt-
rappe landet einen Meter oberhalb der Stelle, an der sich der
Fisch verrät. Ganz natürlich schwimmt die kleine Angel
Fluss abwärts, direkt auf den Fisch zu. Roland ist völlig kon-

zentriert. Mit einem kräftigen Schlag der Schwanzflosse wirft sich die Forelle aus dem Bach und schnappt sich das Ding. Sie hängt. Roland steht auf und gibt Leine. Einige der Buben haben mitbekommen, dass Roland mit durchgebogener Rute im Wasser steht und kommen hergelaufen. Der Fisch kämpft um seine Freiheit, vergebens. Roland zieht die Bachforelle in den Kescher, klinkt die Angel aus ihrer knorpeligen Lippe. Zum Entzücken der Kinder setzt er den Fisch ins Aquarium. Bald versammelt sich die komplette Kinderschar um den Steinring, in dem der Fisch ruhig steht und die Brustflossen fächert. Sie bewundern die roten Tupfen und die gross wie ein Fingernagel, leuchtend rote Fettflosse.

Ein kräftiger Donnerschlag erschüttert das Tal. Ein Gewitter naht. Am Horizont steht eine bleierne Wolkenwand, aus der Blitze zucken. .

Die Kinder packen verängstigt ihre Helme und Schwimmwesten, ziehen die drei Boote ganz ans Land und lassen die Luft heraus. Schon fallen die ersten massigen Regentropfen. Die Kinder kreischen vor Aufregung und werden von den drei Erwachsenen zur Eile angetrieben. Der Regen kommt in peitschenden Böen, prasselt mit voller Intensität. Dampf schwebt über den heissen Steinen im Bachbett. Roland zieht sich den Regenschutz über, setzt seinen Hut mit der breiten Krempe auf und stellt sich unter die mächtige Buche. Ein Wolkenbruch überzieht die Gegend. Es wird gespenstisch dunkel und unangenehm kühl. Rauchschwaden des erstickten Feuers ziehen vorbei. Die Kinder sind weg, einzig das Rauschen des Wassers ist zu hören. Der Wildbach hat seine Farbe geändert. Er hat von türkisgrün zu grünbraun gewechselt. Er schwillt beängsti-

gend an, nimmt die volle Breite des Bachbettes ein und wälzt sich als braune Masse das Tal hinunter. Die Steinmännchen versinken im Wasser und stürzen ein. Vom Aquarium sieht man nichts mehr.

Es dauert nicht lange, dann hat sich die Sonne ein Fenster erobert. Eine Wasseramsel meldet sich zurück. Sie hüpfte auf den glänzend nassen Steinen, verschwindet unter einem Felsbrocken, ist plötzlich wieder da und schüttelt ihr schwarzes Gefieder. In der Ferne hört man das Grollen des abziehenden Gewitters.

Roland nimmt Kescher und Angelrute und geht nach Hause. Bis Morgen wird sich der Bach beruhigt haben.

Schreiben lernt man in der Primarschule.

Es gibt zwei Arten des Schreibens. Das einfache Aneinanderreihen von Wörtern lernt heute fast jedes Kind. Danach werden wir dafür gelobt, die richtigen Kommas zu setzen, manches gross und manches klein zu schreiben und nie das gleiche Wort zweimal zu benutzen.

Das ist die Gebrauchssprache. Sie passt in unsere Zeit wie Fast Food, Zentralheizung und Seifen-opern. Sie erfüllt ihren Zweck. Vielen genügt sie ihr Leben lang.

Es gibt aber auch Menschen, die einen besonderen Tag mit einem festlichen Menü, einem Klarinettenkonzert oder einem Theaterbesuch krönen möchten. Wer so empfindet, kennt auch Momente, in denen die Gebrauchssprache nicht genügt. Ein persönlicher Brief an einen guten Freund, der aufmerksame Umgang mit wichtigen Kunden oder die schreibende Betrachtung persönlicher Erlebnisse verlangen mehr. Hier kann die Sprache ihre Magie entfalten, wenn Einsicht, Musse und gutes Handwerk zusammenkommen.

Wie kann man gutes Schreiben lernen?

Die wichtigste Zutat ist kostenlos: Aufmerksamkeit.

Laufen Sie durch Ihre Stadt und suchen Sie gute Formulierungen, Sprüche, Wörter. Sie könnten Ihnen auf Plakaten, Zeitschriftentiteln oder in Radiospots begegnen. Von dem Sprachmüll, der überall herumliegt, sind sie leicht zu unterscheiden. Gut ist, was Ihre Aufmerksamkeit fesselt, was Ihnen nicht langweilig wird, wovon Sie mehr wollen.

Nehmen Sie sich einen Monat Zeit und fotografieren Sie alle wunderbaren und alle scheusslichen Beispiele, die Sie finden können. Dann setzen Sie sich in ein Café und studieren die Unterschiede. Das bringt mindestens so viel wie ein durchschnittlicher Schreibkurs.

Und wenn Sie Lust haben, noch einen Schritt weiter zu gehen, freuen wir uns, von Ihnen zu hören.

Ihr **schreibszene**-Team

Tel: +41 32 513 27 01 • info@schreibszene.ch

Dieser Band enthält die besten Kurzgeschichten aus dem Schreibwettbewerb ‚Sommer‘ der Schreibszene. Gesucht waren Geschichten, „die so viel Sonne, Licht und Lebensfreude verströmen, dass uns ganz warm ums Herz wird“.

Über 100 Einsendungen erreichten die Jury bis zum 30. Juni 2012. In den folgenden Wochen stellte sie sich der kurzweiligen aber undankbaren Aufgabe, die beiden besten Geschichten auszuwählen.

Über die besten 15 bis 20 bestand schnell Einigkeit. Schwieriger war es, aus dieser guten Auswahl die beiden Besten zu bestimmen. Schliesslich hoben wir, denkbar knapp, die Geschichte „Erdbeertage“ auf den ersten Platz und „Zu spät“ auf den zweiten.

Sie, liebe Leser, sind eingeladen, das gleiche Problem noch einmal zu lösen. Vielleicht sehen Sie zwei andere Geschichten vorn. Verdient hätten es alle Beiträge.